Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Nr. 3 – 21. Januar 2006

C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

Auf Kollisionskurs

Warum Greenpeace seine Strukturen auch vor den eigenen Anhängern abschottet

Dirty Money (schmutziges Geld) – so überschrieb die amerikanische Organisation „Public Interest Watch“ vor zwei Jahren ihren Bericht über Greenpeace, in dem den Öko-Saubermännern massive Verstöße gegen das Steuerrecht der USA vorgeworfen wurden. Darüber hinaus wurden in diesem Dokument die gesamten Strukturen von Greenpeace als illegal bezeichnet. So trägt die Lektüre dieses Berichts dazu bei, daß man sich über den jüngsten Zwischenfall in der Antarktis, die Kollision eines Greenpeace-Schiffes mit einem japanischen Walfänger, schon gar nicht mehr wundert.

Wundern kann man sich allenfalls noch darüber, daß den selbsternannten Regenbogen-Helden die gewohnte Unterstützung im linken Medienlager inzwischen versagt bleibt. So thematisierte „Spiegel Online“ ausführlich und mit erkennbarer Sympathie die massive Kritik nahezu aller seefahrtkundigen Experten an den wunderlichen nautischen Manövern der „Arctic Sunrise“, die schließlich in der Flanke – mittschiffs Steuerbord – der „Nisshin Maru“ endeten.

In den nunmehr fast 35 Jahren seit Gründung von Greenpeace im kanadischen Vancouver haben die weltweit agierenden Spendensammler sich stets auf eine bestens funktionierende Öffentlichkeitsarbeit verlassen können. Vor allem der deutsche Zweig, 1980 in Bielefeld gegründet, tat sich hier unrühmlich hervor. „Spontane“ Aktionen waren in Wahrheit akribisch vorbereitet, befreundete Zeitungs- und Rundfunkredaktionen waren eng in die Planung eingebunden. Selbst die Standorte „zufällig“ anwesender Fernsehkameras wurden nicht dem Zufall überlassen; zum Beispiel wurde vor einer spektakulären Aktion gegen Bayer Leverkusen in Kölner Journalistenkreisen von einer sorgfältig getarnten „Generalprobe“ gemunkelt.



Wer rammt hier wen? **Die „Arctic Sunrise“ (links) kommt zwar von der Steuerbordseite der „Nisshin Maru“, fährt aber nicht das seemännisch vorgeschriebene „Manöver des letzten Augenblicks“.** Foto: AP

Nicht zuletzt dank der Hilfe öffentlich-rechtlicher Meinungsmacher, die sich nicht scheuten, selber zu inszenieren, worüber sie anschließend „objektiv“ berichteten, konnte Greenpeace zu einer machtvollen und finanzstarken Organisation aufsteigen. Zum Erfolgsrezept gehörte aber auch von Beginn an die lückenlose Abschottung der Führungs- und Entscheidungsstrukturen – auch gegenüber dem eigenen „Fußvolk“.

> Von Demokratie und Transparenz hält Greenpeace nichts

Greenpeace Deutschland zählt zur Zeit nahezu 550 000 Förderer. Überwiegend sind das umwelt- und friedensbewegte Idealisten, die glauben: „Wir sind Greenpeace.“ Tatsächlich aber sind sie nur die Geldgeber, ohne jeden Einfluß darauf, was mit ihren Spenden geschieht. Und es geht hier nicht um die legendären „peanuts“; der Jahresetat pendelt zwischen 35 und 40 Millionen Euro!

Die Öffentlichkeit lernt meist nur die mittlere Ebene der Greenpeace-Struktur kennen: schätzungsweise 2 000 Aktivisten, die gezielt für alle möglichen spektakulären Aktionen eingesetzt werden. Hier findet man eine bunte Melange aus idealistischen Weltverbesserern, Abenteurern mit einem sehr weit gefaßten Verständnis von „Gewaltfreiheit“, verbohrten Ideologen und Demo-Reisekadern, die heldenhaft vermummt durchs Land ziehen und bei jedem Krawall dabei sind, ohne im Einzelfall zu wissen, wogegen sie gerade zu sein haben.

Gesteuert werden die Männer und Frauen „fürs Grobe“ von einer weitgehend anonymen Mitgliederversammlung, wie sich das oberste Beschlußgremium nennt. Von den 40 Mitgliedern sind zehn feste Mitarbeiter von Greenpeace Deutschland, weitere zehn von ausländischen Greenpeace-Organisationen, ferner „Personen des öffentlichen Lebens“ sowie „ehrenamtliche Mitarbeiter“. Demokratische Wahlen gibt es nicht, eine demokratischen Regeln genügende Kontrolle des Finanzgebarens ebenfalls nicht. Unbekümmert räumt Greenpeace sogar öffentlich ein, „hierarchische Strukturen“ zu benötigen, um „schnell, flexibel und effektiv arbeiten zu können“.

Was mag damit gemeint sein? Der naheliegende Verdacht: Schnell erkennen, wenn der Spendenfluß verebbt, flexibel zum nächstbesten sich gerade anbietenden Panik- und Weltuntergangsthema greifen und dieses mit so effektvoller Dramaturgie hochziehen, daß kein „Anständiger“ in diesem Lande es mit seinem Gewissen vereinbaren kann, den tapferen „Rächern der Entlaubten“ Herz und Portemonnaie zu verschließen.

Ob das auch noch gelingt, nachdem Greenpeace nicht nur mit japanischen Walfängern, sondern auch mit deutschen Leitmedien auf Kollisionskurs geraten ist, wird die Öffentlichkeit vielleicht nie erfahren – wohl aber der Schatzmeister von Greenpeace. *M.S.*

HANS-JÜRGEN MAHLITZ:

Merkel auf Reisen

Trotz allem Bemühen, die wirklich heißen Eisen auf die lange Bank – vermutlich also den nächsten Wahlkampf – zu schieben und einstweilen in Harmonie zu machen, ziehen über der noch jungen großen Koalition bereits die ersten düsteren Wolken auf. Da macht es der demokratische Politiker nicht anders als das vorgeblich von ihm vertretene Volk: Wer eben kann, enteilt in freundlichere Gefilde. Womit ja nicht unbedingt die Strände Mallorcas gemeint sein müssen.

So ging denn auch unser aller Kanzlerin auf politische Weltreise, vorige Woche nach Washington, diese Woche nach Moskau. Von beiden Stationen konnte sie zufrieden heimkehren. Zweifellos ist es ihr gelungen, den Treffen mit den beiden mächtigsten Männern der Welt ihren Stempel aufzudrücken, wie immer man das aus deutscher Sicht im einzelnen bewerten will. Denn erst die Zukunft wird erweisen, ob unser Land von der „neuen Sachlichkeit“ zur einen und der „neuen Freundschaftlichkeit“ zur anderen Seite profitieren wird – oder ob sich daraus letztlich doch wieder nur neue Belastungen im Stile der „altbewährten“ Scheckheft-Diplomatie ergeben. Die nicht gerade billigen Mitbringsel der Kanzlerin beim Besuch in den USA sind jedenfalls kein gutes Zeichen.

Vielleicht waren sie ja auch der Preis dafür, daß im Jahre 1 nach Schröder & Co. das politische Berlin sich in einigen wenigen Punkten – Guantanamo! – deutlich kritischere Töne erlauben durfte, als man je von den ach so kritischen rot-grünen Geistern vernommen hatte.

Schließlich waren es ja die Herren Schröder und Fischer, die – entgegen allen wahlkampfwirksamen amerikakritischen Beteuerungen keine Hemmungen hatten, ihre Geheimdienste von amerikanischen Menschenrechtsverletzungen profitieren zu lassen; ob dies sogar bis hin zur aktiven Teilnahme reichte, wird noch aufzuklären sein.

Im Vergleich dazu darf man den Umgang Angela Merkels mit dieser Frage als durchaus wohltuend empfinden. Und man muß auch respektvoll registrieren, daß Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble gezielt am Vorabend des Treffens Bush-Merkel gegenüber dem „Handelsblatt“ bekundete, er habe „nie ein Hehl daraus gemacht, daß man nach meinen Vorstellungen Guantanamo nicht rechtfertigen kann“. Zumindest relativiert das seine früheren, auch in dieser Zeitung heftig kritisierten Aussagen zum Thema Folter.

Daß Präsident Bush natürlich nicht daran denkt, das umstrittene Gefangenenlager Guantanamo nunmehr wegen der Kritik aus Deutschland zu schließen, sollte man Frau Merkel nicht anlasten. Wenn es um ihre essentiellen nationalen Interessen – oder das, was sie dafür halten – geht, machen die Amerikaner immer nur das, was sie wollen. Was man im fernen Europa davon (nicht) hält, hat sie noch nie interessiert und wird sie auch in Zukunft nicht interessieren.

Wenn die USA sich rücksichtslos als Weltmacht aufspielen, tun sie das in dem Bewußtsein, daß sie die Macht dazu haben und niemand sie daran hindern kann. In diesem Bewußtsein unterscheidet sich George W. Bush übrigens von keinem seiner Vorgänger – und mit hoher Wahrscheinlichkeit auch von keinem seiner Nachfolger. Je weniger Illusionen sich deutsche Politiker diesbezüglich machen, umso besser für unser Land.

Atomstreit spitzt sich zu

Wie zwei Wochen zuvor der russisch-ukrainische Gas-Streit, so bestätigen auch die sich zuspitzenden Auseinandersetzungen um das iranische Atomprogramm, wie gefährlich die Abhängigkeit unserer Energieversorgung von Lieferländern in politisch instabilen Regionen werden kann. Obwohl es keinen ursächlichen Zusammenhang gibt, hat Teheran indirekt damit gedroht, die Ölpreise zu erhöhen, falls der Westen (und damit auch Deutschland) in der Atomfrage bei seiner harten Linie bleibe. (**Ausführliche Hintergrundbeiträge über die unterschiedlichen technischen Voraussetzungen bei der Gewinnung von Spaltmaterial für friedliche oder für militärische Zwecke** **lesen Sie auf Seite 7.**) *EB*

Europäische Jugend immer anti-amerikanischer

Trotz übernommener Kultur und Lebensweise sprechen sich immer mehr 18- bis 29jährige gegen die USA aus

Bundestagsvizepräsident Wolfgang Thierse (SPD) hat wieder einen Beweis seiner Gesinnungstüchtigkeit geliefert. Er gab der Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) mit auf den Weg, bei ihrem jetzt stattfindenden Besuch in Washington müsse sie das Thema des „völlig inakzeptablen Gefangenenlagers Guantanamo ... offensiv und direkt ansprechen“. Kritiker wenden ein, solche wohlfeilen Ratschläge in bezug auf die Menschenrechtslage in Tschetschenien habe Thierse in seiner früheren Eigenschaft als Bundestagspräsident seinem Parteifreund und Kanzler Gerhard Schröder nicht mit auf den Weg gegeben. Abgesehen von der juristischen und moralischen Fragwürdigkeit des amerikanischen Vorgehens in diesem „Kriegsgefangenenlager“ läßt sich feststellen, daß mit antiamerikanischen Äußerungen mittlerweile ein breiter Konsens in Deutschland und auch im übrigen westlichen Europa erzielt werden kann; ganz egal, ob es sich um eine Diskussion auf einem Kongreß, ein Gespräch auf der Straße oder während einer Party handelt.

In der aktuellen Ausgabe der Monatszeitschrift „Die Politische Meinung“ bringt Heinrich Kreft, Diplomat im Planungsstab des Auswärtigen Amtes und vormals Leiter des Wirtschaftsdienstes der deutschen Botschaft in Washington, erschreckende Zahlen. Kreft verweist auf die jüngsten Ergebnisse einer Studie des renommierten amerikanischen Meinungsforschungsinstituts PEW über das Ansehen der Vereinigten Staaten in der Welt. „Besorgniserregend ist besonders der ausgeprägte Anti-Amerikanismus unter Europas jungen Erwachsenen“, so Kreft.

Anti-Amerikanismus konnte sich in Deutschland immer einer recht großen Beliebtheit bei der politischen Linken und Rechten erfreuen. Doch inzwischen ist er in der Mitte der Gesellschaft angekommen. 2005 haben 64 Prozent der jungen Deutschen eine negative Meinung von den USA. Die jungen Menschen sind mit amerikanischer Kultur und Lebensweise aufgewachsen. Sie gucken MTV, begeistern sich für amerikanische Popstars, bevölkern Fast-Food-Ketten, lernen Englisch und fahren im Schüleraustausch gern in die Vereinigten Staaten. Dies alles ändert nichts daran, daß die Altersgruppe der 18- bis 29jährigen in Deutschland wie auch in Frankreich, Spanien und den Niederlanden die negativste Einstellung aller Altersgruppen gegenüber den USA hegt.

Nur in Großbritannien, so der Autor, sei die 68er-Generation, deren USA-Bild von Vietnam und Watergate geprägt worden sei, noch immer die US-kritischste Gruppe. Während Präsident Bush sozusagen die „Projektionsfigur für den Anti-Amerikanismus vieler junger Deutscher und Europäer“ darstellt, ist auch ein starker Anstieg der Antipathie gegenüber Amerikanern allgemein festzustellen.

„Wie von einigen Transatlantikern bereits frühzeitig befürchtet, hat sich die anfängliche Anti-Bush-Stimmung in der deutschen und weiten Teilen der europäischen Bevölkerung gerade unter der jüngeren Bevölkerung inzwischen zu einem allgemeinen Anti-Amerikanismus entwickelt“, schreibt der Verfasser. *A. Lange*

DIESE WOCHE

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

EU-Frust soll Siegen helfen

Neuer britischer Tory-Chef will sich von Labour durch Distanz zur Europäischen Union absetzen

Von Sverre Gutschmidt

Die britischen Konservativen haben einen neuen Parteichef und dieser neue Vorstellungen zur Zusammenarbeit in der EU – David Camerons Versuch, die Torys durch Rückzug aus der Europäischen-Volkspartei (EVP) zu der euroskeptischen Partei schlechthin zu wandeln und zugleich neue Mehrheiten in der Europäischen Union nebst ihrem Parlament zu schaffen, stößt auf Widerstand.

Mit 134 446 gegen 64 398 Stimmen setzte sich David Cameron (39) im Dezember gegen seinen letzten verbliebenen Rivalen um die Tory-Spitze, David Davis, durch. Noch im Kampf um die Spitze der Torys bezichtigte Alt-Tory Kenneth Clarke David Cameron, der „größte Euroskeptiker aller Zeiten an der Spitze der Konservativen“ werden zu wollen, „größer als alle seine Vorgänger“. Gegenüber der BBC machte der für seine EU-freundliche Haltung bekannte Clarke seiner Besorgnis über die derzeitigen europapolitischen Vorgänge in seiner Partei und seinem Ärger über Cameron Luft: „Einige unserer wirklichen Hardliner haben ihn überredet, er müsse mit all den Christdemokraten, Skandinavischen Konservativen und Gaullisten brechen und lostänzeln, sich neue Verbündete unter den ultra-nationalistischen Rechten in Mitteleuropa suchen.“ Als Einstieg seiner politischen Ambitionen in Europa seien solche Bündnisse denkbar schlecht und würden ein schwaches Bild seines Führungsanspruches abgeben, mahnte Clarke den Aufsteiger.

Alles Machtgeplänkel im nun zu Camerons Gunsten entschiedenen Ringen um die Führung in der Konservativen Partei? – Mitnichten. Oliver Letwin, einer der engsten Berater Camerons sagte, es komme auf konsistente, sprich gleiche Politik auf EU-Ebene und im britischen Parlament an. Camerons eigene Position bleibt verschwommen, auch wenn er sich schon früher für einen Bruch mit den anderen Konservativen der EVP aussprach. Die Gründe: die Stärkung Camerons konservativer Positionen und Frust wegen der oft geringen Gemeinsamkeiten mit den EU-Fraktionsfreunden. Der Fokus in Camerons Antrittsrede liegt neben Emanzipation, Umwelt, Steuern und Gesellschaft nicht umsonst auf dem Punkt „Vertrauen“. Gleiches dem Wähler und den europäischen Partnern sagen – Cameron ist es offenbar ernst damit. Ernst ist es ihm auch mit der Suche nach neuen europäischen Freunden für seine Agenda. Und die sieht, wie schon die früherer Tory-Politiker Nachverhandlungen der britischen EU-Bedingungen sowie mehr nationale Souveränität vor.



Hoffnungsträger der britischen Konservativen: Der 39jährige David Cameron im Kreise seiner Anhänger Foto: Reuters

Den britischen Wähler im Blick, den Cameron erst noch überzeugen muß, scheint ihn ein mehr oder weniger großer Flurschaden auf europäischer Ebene nicht zu stören – im Gegenteil. Es gilt, sich bei den EU-kritischen Briten zu profilieren, wo der nächste Konkurrent so offensichtlich mit Reformansätzen scheiterte. Dieser nächste Gegner heißt Gordon Brown, Kronprinz von Labourpremier Blair. Das Thema Europa ist einfach zu verführerisch günstig für eine erfolgversprechende Abgrenzung, mangels anderer zündender Themen. Als Europaexperte gilt Cameron nicht. Ein europapolitisches Konzept ist bisher nicht erkennbar, taktisches Kalkül oder ein dem Wähler abgeschautes Bauchgefühl dürfte den Ausschlag für die Austrittsgedanken gegeben haben. Gedanken eines Mannes, den Weggefährten als keinen durch abweichende Meinungen auffallenden politischen Denker beschreiben.

Wie man sich medienwirksam präsentiert, weiß Cameron immerhin – seine langjährige Tätigkeit in einem Medienkonzern sowie seine (Medien-)Beratertätigkeit für konservative Politiker haben ihn geschult. Anders als die häufig wechselnden Parteichefs der letzten Jahre stammt Cameron – schon aufgrund seiner Herkunft und Ausbildung – aus „der obersten Schublade des Establishments“, so ein britischer Kommentator. Entfernt mit der Königin verwandt, Nachfahre prominenter konservativer Politiker des 19. und 20. Jahrhunderts und Eton-Schüler sowie Euroskeptiker, so könnte ein Kurzporträt den „jungen Wilden“ beschreiben. Er ist erst seit 2001 im Unterhaus. Mit Cameron scheint ein Typ Konservativer widererstanden, der keine Notwendigkeit für ein kleineres Britannien in einem größer werdenden Europa sieht. Damit unterscheidet er sich von maßgeblichen konservativen Politikern, die aufgrund der wirtschaftlichen Not des Landes in den 70er und 80er Jahren zum institutionalisierten Europa keine Alternative entdecken konnten, ohne den Briten je plausibel erklärt zu haben, worin eigentlich der Vorteil ihrer EU-Mitgliedschaft besteht. Sie blieben später trotzdem bei der (EU-)Stange – Cameron will nun mehr für die Briten rausholen. Er will eine Scharte auswetzen und die Außenseiterposition in der Gemeinschaft passend zum Ende der mißglückten britischen EU-Ratspräsidentschaft überwinden. Es geht um seinen Einstieg – nicht nur in Europa, sondern auch in die anvisierte Regierungsverantwortung, falls Brown Blair nicht erfolgreich beerbt.

Mit seinen Unterstützern geht Cameron zur Konfrontation mit der eigenen Partei über. Am Dienstag bekräftigte er seine Idee eines Rückzuges aus der größten Fraktion im EU-Parlament, der konservativen Volkspartei. Es sei falsch als euroskeptische Partei mit der föderalistischen Volkspartei zusammenzuarbeiten. Nun formieren sich seine parteiinternen Gegner – Sir Robert Atkins, Ältester der Europaparlamentarier, sagte, Cameron könne nicht allein eine solche Entscheidung fällen – „er muß das erst mit uns diskutieren“. Die Gruppe der 27 britischen Konservativen im Europaparlament müsse eingeweiht werden, so Atkins weiter. Deren Anführer Timothy Kirkhope wurde jüngst als Vorsitzender der Gruppe bestätigt – gerade wegen seines Beharrens auf dem Verbleib in der Volkspartei. Statt Austritt droht nun der Gruppe, wenn nicht den britischen Konservativen, die Spaltung. Ausgerechnet, seien doch viele nur aus Parteiloyalität im EU-Parlament, klagt Kirkhopes Gegenkandidat. Verkehrte Welt – die, die rauswollen sollten, verteidigen die Kooperation mit den konservativen Europafreunden der anderen Staaten.

Nicht nur intern hat Cameron noch einiges an Überzeugungsarbeit zu leisten. Die ost- und mitteleuropäischen Neumitglieder der EU, um die er für eine neue, euroskeptische konservative Front werben will, dürften wenig Interesse haben. Denn es geht nicht um Souveränität für den Nationalstaat, sondern ganz konkret um Fördergelder. Die Briten wollen weniger einzahlen, die Neuen mehr rausholen. Die von Cameron angebotenen „Nachverhandlungen“ der Beitrittsbedingungen der Neuen lösen bei denen daher bisher schlicht kein Echo aus.

Angela Merkel gratulierte dem rebellischen Briten bereits zum Parteiamt. Sie versuchte ihn aber eher freundlich vom Verbleib in der Volkspartei zu überzeugen: „Großbritannien und die britischen Konservativen sind ein unverzichtbares Element in der europäischen Politik. In diesem Sinne freue ich mich auf eine gute und intensive Zusammenarbeit mit Ihnen, gerade auch im Rahmen der EVP / ED-Kooperation als Grundlage für unseren partnerschaftlichen bilateralen Dialog.“ Am Ende dürfte sich, wie schon oft in der britischen EU-Politik, bewahrheiten: Nachverhandelt werden kann viel, doch müssen die Briten damit nicht immer zufrieden sein.

Ein bißchen mehr Preußen

Der Staat verschuldet sich immer mehr, doch keiner will die Verantwortung für morgen übernehmen

Von Herbert Kremp

Was für ein Staat kann richten, was der alte Staat angerichtet hat – die Verschuldung über die Unterlippe, die Gefälligkeitsgewährung bis zur Kassenpleite, das Aufblähen der Sozialhaushalte bis zum „Platzen“ der Systeme? Mit der Folge, daß eine staatspsychiatrische Mentalitätsbehandlung erforderlich ist, die Umkehrung des ins Splendide definierten Reformbegriffs (die Todesursache von Rot-Grün und des Agenda-Kanzlers), der schneidend-schneidige Angriff gegen die Vetomächte in einem Zweifrontenkrieg: Die Haben-wollen-Lobbyisten hier, der Sankt-Florians-Großverband der Belastung des jeweils anderen dort.

Im Grunde ist es in Deutschland so: Der Staat, wie er sich in seiner Gründerzeit nach 1949 verstand, und der Staat, wie er heute dasteht, sind inkompatibel. Adenauer begründete den ersten großen Finanzausreißer von 1957, die dynamische Rente (kurz vor der Wahl), mit dem hintergründigen Hinweis im Bonner Presseklub, man müsse doch alles tun, damit „die Deutschen nicht wieder böse werden“.

Willy Brandt wollte seit 1969 die gerechte und möglichst gleiche Gesellschaft durch Grundreform des Staates, was seinen Finanzminister Schiller das Handtuch werfen ließ. Helmut Kohl regierte während einer langen Hochkonjunktur, die zu politischer Untätigkeit verführt. Erst Schröder stand vor glühendroten Zahlen, mußte revidieren und geriet darob bei den Seinen in ein Abseits, das der Verfassungsrichter Di Fabio in seinem Plädoyer für die Neuwahlen andeutete,

> Verleitet eine große Staatstätigkeit den Bürger zu Untätigkeit?

dessen vollen Ernst wir aber erst aus den Memoiren erfahren werden.

Daß der Staat für sein Handeln verantwortlich ist (und nicht die Begehrlichkeit der Alimentierten), weiß fast jeder. Daß daraus die Schlußfolgerung gezogen werden könnte, er möge sich künftig gefälligst etwas zurücknehmen, weil er ein erwiesen verführbarer Dauersünder ist, scheint auf wenig Verständnis zu stoßen. Es ist die Frage an die Staatsbürger: Wollen sie eine freie Bürgergesellschaft bilden, die sich in weiten Feldern selbst verantwortet, wozu nicht nur die Haushaltsfähigkeit gehört, oder sind sie eher geneigt, ja sogar entschlossen, den Staat als Institution und Kurator in die Pflicht zu nehmen, für alles und jeden zu sorgen? Bundesfinanzminister Peer Steinbrück hat sich dieser Tage dazu in einem Vortrag kompetent geäußert. Seine Antwort ist ein bürgerskeptisches „Preußen light“.

Die Pflicht des Staates, für seine eigene Handlungsfähigkeit zu sorgen, den ruinierten Haushalt zu sanieren, wirklich große Lebensrisiken abzusichern, von dem Geld, das des Kaisers ist, nicht 14 Prozent in die Vergangenheit und nur neun in die Zukunft zu investieren, sondern das Verhältnis mindestens umzukehren, ist unbestritten. Aber andernorts als erfolgreich erwiesene Deregulierung als „Fliehkraft von der Solidarität“ zu deuten und jene Solidarität, die der Staat nicht generieren kann, zu seiner Haupttugend als fairer Verteiler zu erklären spricht für besserwisserische Obrigkeit.

Dazu gehört auch die „Großzügigkeit“ des milden Hegemonen, neben dem Festungsareal des Steuer- und Abgabenstaates einen „Raum des Wagnisses“ (Steinbrück) zu dulden.

Obrigkeit hat Tradition in Deutschland – der Beweis jedoch, daß behördliche Kartellmethodik große Investitionsströme auf sich

> Aus Merkels liberalen Versprechen wurde das Gegenteil

zieht, wurde nicht erbracht. Offenkundige Staatspleite ist kein guter Anlaß, den starken Staat zu fordern, wie es Schröder und nun auch seinen Nachfolgern auf den Lippen liegt. Müßte der Staat, um das Wort eines weisen Bundespräsidenten zu zitieren, nicht „in sich gehen“? Regt große Staatstätigkeit den Bürger an, oder verleitet sie ihn zur Untätigkeit? Wer die Zeit nicht verschlief, registriert gespenstische Erscheinungen. Angela Merkel bewarb sich im Wahlkampf mit liberalen Empfehlungen. Als Kanzlerin entbot sie den Freiheitsgruß. Als Parteichefin mit marginal gewonnener Wahl fordert sie neue Gerechtigkeit. Im Amt legt sie ein keynesianisches Anschubprogramm auf. Und im nächsten Jahre sollen mit Mehrwert- und Versicherungssteuer die Resultate eines generierten Wachstums und der guten Laune zur Haushaltssanierung abgeschöpft werden.

Dies erklärt den neuen Preußen-Zug des Regierens, die Suche nach Staatsharmonie im Gebaren und sanfter Erklärung des Staatsnotwendigen. Der Bürger ist zu versorgen. Allein oder gar souverän, so die Lehre, kann er das nicht. Die Globalisierung, die alle Übel geschuldet sind und die das Fundament des alten, nicht mehr finanzierbaren Staates annagte, erhält eine geschichtspolitisch staunenswerte Erwiderung: Der Staat ist da, ungeschmälert und zur Beruhigung der Bürger. Er lächelt, regelt und nimmt. Ob er sich selbst karg bemißt, wie im historischen Preußen – das allerdings ist ein weites Feld, Luise.

Herbert Kremp ist einer der bekanntesten deutschen Journalisten. Er war Chefredakteur („Rheinische Post“, „Die Welt“), Korrespondent in China und in Brüssel (Nato, EU). Dieser Beitrag erschien in der „Welt“. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors.

Die Schulden-Uhr:

Keine Lehren gezogen

Auch wenn die große Koalition in Berlin dem ganzen Land „Heulen und Zähneklappern“ versprochen hat: Den 12 800 Städten und Gemeinden geht es immer noch verblüffend gut. Insgesamt sind die Einnahmen 2004 um 2,8 Prozent, 2005 immerhin noch um 1,2 Prozent gestiegen. Aber anstatt zu konsolidieren und zu entschlacken, machten die Stadtkämmerer im vergangenen Jahr etwa 5,8 Milliarden Euro neue Schulden, zwei Milliarden mehr als 2004. Ans Tilgen der alten Schulden ist gar nicht erst zu denken.

1.470.573.145.918 €

(eine Billion vierhundertsiebzig Milliarden fünfhundertdreiundsiebzig Millionen einhundertfünfundvierzigtausend und neunhundertachtzehn)

Vorwoche: 1.469.561.383.716 €
Verschuldung pro Kopf: 17.817 €
Vorwoche: 17.805 €

(Stand: Dienstag, 17. Januar 2005, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Bekenntnis zu linker Gewalt

Beklemmende Offenheit auf Berliner »Rosa-Luxemburg-Kongreß« – Stargast Lafontaine



Rund 20000 Kommunisten marschierten vergangenen Sonntag durch die Hauptstadt – „für Karl und Rosa“

Foto: Fourier

Für eingefleischte Kommunisten – und von denen gibt es nach wie vor viele tausend in Berlin – ist das Gedenken an „Karl und Rosa“ das, was für einen Katholiken das Osterfest bedeutet. Der Demonstrationszug, der sich Jahr für Jahr Mitte Januar vom Frankfurter Tor zum Friedhof in Friedrichsfelde zieht, ist so etwas wie eine spirituelle Prozession. Über 20000 Personen nahmen vergangenen Sonntag mit – trotz strahlendem Sonnenschein – grimmigen Gesichtern am Aufmarsch teil. Zu DDR-Zeiten ging die Zahl der Teilnehmer in die Hunderttausende.

Das rote Wochenende beginnt am Sonnabend in der Humboldt-Universität. Dort tagt die „XI. Internationale Rosa-Luxemburg-Konferenz“. Viele ausländische Teilnehmer haben sich zu diesem von der ultralinken Tageszeitung „Junge Welt“ veranstalteten Konvent eingefunden. Am Eingang werden Kopfhörer für englisch- und spanischsprachige Teilnehmer ausgegeben. Es wird simultan übersetzt.

Zunächst tritt Heinz Dieterich Steffan auf, ein Berater von Venezuelas Präsident Hugo Chávez. Viele Hoffnungen der Anwesenden konzentrieren sich auf Lateinamerika. Dort erringt die extreme Linke einen Sieg nach dem anderen, ohne daß die Weltöffentlichkeit davon sonderlich Notiz zu nehmen scheint (siehe *PAZ* Nr. 51 vom 24. Dezember 2005). Vor 20 Jahren sah das noch ganz anders aus. Damals waren die Auseinandersetzungen in einem so winzigen Staat wie Nicaragua regelmäßig in den deutschen Abendnachrichten. Heute interessiert die bedenkliche Entwicklung in der Region kaum noch ein Massenmedium.

Die in der Humboldt-Uni Versammelten sind da schon eifriger bei der Sache. Als der kubanische Botschafter vom Podium begrüßt wird, spenden die rund 1500 Anwesenden frenetischen Beifall. Allein die Erwähnung des Namens von Fidel Castro verursacht sofort ein Kreischen, das durch die Reihen des größten Hörsaals geht. Es ist wie bei einem Popkonzert, nur daß der Star und die meisten seiner Fans im Rentenalter sind. Und zuweilen einnicken.

Nach Steffan spricht Hans Heinz Holz, ein Vordenker der Kommunisten aus der Schweiz. Er erläutert sein Konzept der sozialistischen Demokratie (im Gegensatz zur bürgerlichen Demokratie, der „Demokratie der Herrschenden“, wie er sich auszudrücken pflegt). Man muß es den Alt-Linken zugestehen: Sie verstellen sich nicht und machen aus ihren Wünschen kein Geheimnis.

„Der revolutionäre Übergang (zum Kommunismus, Anm. d. Verf.) kann nicht ohne Waffengewalt geschehen“, holzt der Ideologe sogleich los. Denn: Eine Klasse, die ihr Eigentum verteidige, tue dies mit Händen und Füßen, so Holz weiter. Der Saal tobt.

Auf den Gängen des altehrwürdigen Universitätsgeländes werden neben belegten Brötchen und Kaffee allerlei Devotionalien feilgeboten. Zeitungen wie das „Neue Deutschland“ oder die „Junge Welt“ locken mit Probeabos. Einen Tisch weiter können Anstecker mit den „Helden der Revolution“ erworben werden. In offener Verhöhnung der Zigmillionen Opfer des roten Terrors sind sogar Lenin, Stalin und Ulbricht für je zwei Euro im Angebot.

Nachmittags kommt der Stargast: Oskar Lafontaine. Sein Auftritt ist hier nicht unumstritten. Der Veranstalter spricht von einer Provokation, schließlich gilt der Saarländer den Linksextremen als „deutschnationaler Populist“. Vor der Tür verteilen Aktivisten Flugblätter, in denen steht, was „man über Lafontaine wissen sollte“.

Doch dem früheren SPD-Vorsitzenden gelingt es schnell, die Herzen der Alt-Linken zu erobern. Er geißelt die angebliche „kulturelle Hegemonie des Neoliberalismus“. Selbst die Gewerkschaften seien von diesem „Virus infiziert“, klagt der Ex-Finanzminister. Den etablierten Parteien wirft er vor, die Gelder für „Alte, Kranke, Pflegebedürftige und Arbeitslose zu kürzen“ und das ganze hinter dem Begriff „Senkung der Lohnnebenkosten“ zu verbergen.

Als er auf die Außenpolitik eingeht, gibt es kein Halten mehr. Lafontaine kritisiert, Deutschland sei kein souveränes Land. Die Zusammenarbeit mit den USA gehöre aufgekündigt. Deren Handeln im Nahen Osten bezeichnete er als „Staatsterrorismus“. Lafontaine: „Terrorismus ist immer das Töten Unschuldiger, um politische Ziele zu verwirklichen. Das gilt nicht nur für einen bestimmten kulturellen Teil der Welt.“

Während drinnen Lafontaine das Vertrauen der Genossen zurückgewinnt, sticheln draußen noch Linkere unverdrossen gegen den Hauptredner. Die Splittergruppe der sogenannten Spartakisten hat Plakate aufgebaut, auf denen eine Warnung zu lesen steht: „Sozialismus a la Lafontaine: Nationalistischer Protektionismus im Namen eines sozialen kapitalistischen Europas.“ Linke unter sich.

Eine junge Frau namens Nadja verteilt die Kampfpostille „Spartakist“ und warnt eindringlich – vor Lafontaine ebenso wie vor falschen „Hoffnungen“ auf eine neue Revolution in Lateinamerika: „Hugo Chávez ist kein Sozialist.“ Was denn dann? „Na ein bürgerlicher Politiker“. Fotografieren läßt sie sich nur ungern. „Ich lächle nicht so gern“, sagt sie. Das tut hier keiner. *H. F.*

Gratulation

Von Harald Fourier

In Berlin kursiert seit Wochen ein makabrer Witz über das sogenannte Gammelfleisch, das von geldgeilen Schlachtereibetrieben aus Abfällen hergestellt worden ist: „Willst du mal garantiert welches sehen?“ „Ja.“ „Dann ruf bei einem x-beliebigen Berliner Pizza-Lieferservice an und bestell eine Pizza Prosciutto auf den Namen Hartmut Mehdorn.“

Der Mann ist alles andere als wohlgelitten unter seinen Berliner Mitbürgern, seit er angekündigt hatte, die Bahnzentrale nach Hamburg verlegen zu wollen.

Unter Schröder wäre er vielleicht mit der Nummer durchgekommen, der hat Berlin gegenüber wahrlich keine Loyalitäten verspürt. Mehdorn selbst hatte ja einmal gesagt, „Bahnpolitik wird im Kanzleramt gemacht, nirgends sonst“. Aber Schröder war zu dem Zeitpunkt bereits weg vom Fenster. Vielleicht hat Mehdorn das irgendwie verschlafen. Die Berlinerin Merkel stoppte das Vorhaben jedenfalls unverzüglich.

Es ist da nur folgerichtig, daß die jüngste Ausgabe der Stadtillustrierten „Tip“ Mehdorn unter dem Titel „Bruchpilot“ (er hat mal bei Airbus gearbeitet) zum „peinlichsten Berliner 2006“ erkoren hat. Das Magazin veröffentlicht zu Jahresbeginn immer die Liste der 100 peinlichsten Berliner, stets ein erster humoristischer Lichtblick in dieser tristen Jahreszeit.

Diesmal finden sich in der Liste, „in die keiner rein will“, Paradiesvögel wie Desirée Nick (RTL-Dschungelkönigin, knutscht öffentlich mit Klaus Wowereit) auf Platz zwei und Straftäter Robert Hoyzer (Bundesliga-Schiedsrichter mit dämlichem Grinsen und gezinkten roten Karten) auf der Drei.

Neben Personen werden in geringerer Zahl auch Orte in die Liste aufgenommen: der Alexanderplatz zum Beispiel (Platz 82). Dieser potthäßlichen Riesenbaustelle mitten im Ostteil der Stadt wird attestiert, Berlins Banlieue zu sein (wo in Paris die Banlieues sind, da hat Berlin seinen Speckgürtel mit teuren Villen wie in Kleinmachnow). „Hier üben sich die Chlochards von morgen“, so der „Tip“, „im allabendlichen Wirkungstrinken und die Jesusfreaks von gestern im sinnlosen Bekehren.“

Und das ist noch milde formuliert. Wer diese Punker-Hochburg, zu der schräges Volk aus ganz Europa zusammenströmt, einmal im Sommer erlebt hat, kann verstehen, daß niemand den 200. Geburtstag des Platzes feiern wollte.

Mehdorn hat übrigens inzwischen eingelenkt: Der geplante Umzug ... das sei alles ein Mißverständnis, ließ er die Öffentlichkeit wissen. Nie habe die Bahnspitze einen Umzug nach Hamburg erwogen. Das erinnerte die Berliner jedoch stark an eine andere Aussage, die ein Sachse vor 45 Jahren getroffen hat: „Niemand hat die Absicht eine Mauer zu errichten!“

KPM: Erneut Besitzerwechsel?

Berlin – Die krisengeschüttelte Königliche Porzellan Manufaktur (KPM) bekommt mit dem Berliner Unternehmer Jörg Woltmann einen neuen Besitzer. Der Haupteigentümer der Allgemeinen Beamtenkasse will den erst Ende 2004 ins Unternehmen eingestiegenen Kaiser-Urenkel Franz Wilhelm Prinz von Preußen für eine Million Euro aus KPM herauskaufen. Damit der finanzkräftige Bankier das Sorgenkind KPM übernimmt, muß der Berliner Senat für 2006 die Sonderaltersversorgung der ehemals öffentlich bediensteten KPM-Mitarbeiter in Höhe von 300000 Euro übernehmen und die von KPM genutzten, aber dem Land gehörenden Räumlichkeiten mietfrei stellen – für Berlin die günstigste Lösung.

Woltmann will das Unternehmen, das 2005 einen Umsatz von neun Millionen Euro und einen Verlust von drei Millionen Euro erwirtschaftet hat, durch Umsatzsteigerung aus den roten Zahlen bringen. Hierzu will er neue-Läden im Zentrum Berlins eröffnen.

Der faule Kompromiß wird verewigt

Bonn / Berlin: Das kostspielige Hin und Her der Ministerialen soll Verfassungsrang bekommen

Von Annegret Kühnel

Berlin soll im Artikel 22 des Grundgesetzes als Hauptstadt festgeschrieben werden. Damit würde der Bund sich zu seiner Hauptstadt offiziell bekennen und sich in die Pflicht nehmen lassen und sich, so hofft man in Berlins Rotem Rathaus, an der Finanzierung und Ausgestaltung der repräsentativen und logistischen Hauptstadtaufgaben – etwa des Polizeischutzes bei Staatsbesuchen – mehr als bisher beteiligen. Vor dem Hintergrund der Berliner Finanznot sind solche Erwartungen nur zu verständlich.

Das mächtige Nordrhein-Westfalen hat im Prinzip nichts dagegen, macht seine Zustimmung im Bundesrat aber von der Verabschiedung eines Zusatzprotokolls abhängig, in dem es heißt: „Das Bonn-Berlin-Gesetz, die bis 2010 laufende Kulturförderung des Bundes für die Bundesstadt Bonn sowie die vom Bund in Bonn getragenen Kulureinrichtungen (Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland sowie Beethoven-Haus) bleiben unberührt.“

Der Schwerpunkt liegt auf dem 1994 verabschiedeten Bonn-Berlin-Gesetz. Dort wird einerseits Berlin zur „Bundeshauptstadt“ und als Parlaments- und Regierungssitz, Bonn aber zur „Bundesstadt“ bestimmt. Berlin bekam acht und Bonn sechs Bundesministerien zugesprochen. Außer dem Auswärtigen Amt, das komplett an die Spree gezogen ist, hat jedes Ministerium in der jeweils anderen Stadt einen zweiten Dienstsitz. Nach wie vor arbeiten mehr Regierungsangestellte in Bonn als in Berlin. Ihren Hauptsitz in Bonn haben die Ministerien für Verteidigung, Bildung, Ernährung, Umwelt, Entwicklung und Gesundheit.

In Berlin verfügen sie über sogenannte Kopfstellen, recht große sogar, denn die Minister erledigen den Großteil ihrer Arbeit natürlich in Berlin: Kabinettssitzungen, Ministertreffen, Parlaments- und Parteisitzungen sowie Kontakt zu internationalen Gästen und Diplomaten. Das Entwicklungshilfeministerium etwa ist der natürliche Ansprechpartner armer Länder, die sich keine Zweitvertretung am Rhein leisten können. Mit dem Europahaus in der Stresemannstraße verfügt es über ein repräsentatives Gebäude – zusätzlich zur Bonner Zentrale.

Das Gleiche gilt für das Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz. Das Verteidungsministerium ist mit Sitz im sogenannten „Bendlerblock“, wo sich am 20. Juli 1944 die Zentrale der Verschwörer um Stauffenberg befand, nur mit 340 Mitarbeitern präsent, während auf der Bonner Hardthöhe 2870 Mitarbeiter tätig sind.

Die Kommunikation zwischen beiden Standorten wird durch Video- und Telefonkonferenzen und Dienstreisen gewährleistet. Allein letztere kosten zehn Millionen Euro im Jahr, hinzu kommen die Kosten für Zweitwohnungen, nicht zu zählen die politischen Reibungsverluste und längeren Dienstwege. Diese umständliche, teure Doppelung soll nach dem Willen der NRW-Landesregierung nun festgeschrieben werden.

Die Aufgabenverteilung zwischen Berlin und Bonn war von Anfang an ein fauler Kompromiß. Der Bundestag meinte, das Wehklagen aus Bonn und NRW über das hereinbrechende Elend nach dem Wegzug der Regierung besänftigten zu müssen. Bonn erhielt großzügige Ausgleichszahlungen, ihm wurde auch die Finanzierung von Kultureinrichtungen und die Ansiedlung von Bundesbehörden zugesagt. Mehr als 20 haben heute hier ihren Sitz, darunter das Bundeskartellamt und der Bundesrechnungshof. Außerdem wurden mehrere Uno-Gremien angesiedelt, nicht zu reden von Post und Telekom. Die Zahl der Arbeitsplätze ist seither von 20000 auf 35000 gestiegen. Das sind Zahlen, von denen Berlin trotz Bundestag, Kanzleramt und Verbandszentralen nur träumen kann. Sehnlichst erhofft man den Zuzug weiterer zahlungskräftiger Bundesbediensteter, die die finanzielle Bilanz der Stadt verbessern. Außerdem steht massenhaft günstiger Büroraum leer, selbst in Bestlagen.

Realistisch sind die Erwartungen kaum. Der rot-rote Senat genießt in den anderen Landeshauptstädten keine Sympathien, die Berliner Schulen haben einen schlechten Ruf, und ein Umzug der restlichen Ministerien wird mit fünf Millionen Euro veranschlagt. Wahrscheinlich wird der faule Kompromiß tatsächlich festgeschrieben. Er paßt zum Zustand des Landes.

Politiker tagten im geraubten Schloß

Klausur in Genshagen fand an einem bedenklichen Ort deutsch-deutscher Enteignungsgeschichte statt

Von Veit Godoj

Im Sport werden vor großen Entscheidungen Trainingslager eingerichtet. Im Falle der Spitzenpolitik ist es seit der Kanzlerschaft Schröders „in“, sich für große Beschlüsse und Gedanken in die Abgeschiedenheit eines Landschlosses in Klausur zu begeben. Diese junge bundesrepublikanische Tradition ließ Kanzlerin Merkel jetzt gleich zu Beginn ihrer Koalitionsregierung wiederaufleben. Sie lud ihr Kabinett, die Parteivorsitzenden von SPD und CSU, die Chefs der Bundestagsfraktionen von Union und SPD sowie den CSU-Landesgruppenchef zu einem zweitägigen Intensivaustausch auf einen ehemaligen brandenburgischen Gutshof ein.

In der „adretten Atmosphäre“ der von der Regierung eigens angemieteten Säle und 21 komfortablen Gästezimmer von Schloß Genshagen, das für zwei Tage zum politischen Nabel der Republik wurde, stellten Merkel und Co. bei mediterraner Küche die Weichen für Kombilohn, Förderung von Familien und eine vergünstigte Kulturmehrwertsteuer, wobei heiße Eisen der Stimmung wegen verschoben wurden. Und man beschloß Sparmaßnahmen. Das klingt wie die Ankündigung einer notwendigen Fastenkur im Nobelrestaurant. Im Gegenzug wolle man die Wirtschaft ankurbeln, wofür 25 Milliarden bereit gestellt wurden.

Über all dies wurde ausführlich in Wort und Bild berichtet. Dabei spielte die Frage keine wesentliche Rolle, wieso unsere Spitzenpolitiker sich auf Kosten der Steuerzahler extra in einem Schloß einmieten müssen, um ihre Arbeit zu erledigen. Herrscht in den Berliner und Bonner Regierungsvierteln ein so großer Mangel an ruhigen Besprechungszimmern, daß man zum noblen Landausflug gezwungen war?

Und worüber tunlichst gar nicht berichtet wurde, ist die Tatsache, daß sich unsere Regierungsmitglieder in einem in Staatshand befindlichen geraubten Anwesen zum Stelldichein trafen.

Alteigentümerin durfte nicht einmal Untermieterin sein

Denn Schloß Genshagen befand sich ursprünglich im Besitz der Familie von Eberstein, die nach Kriegsende von der sowjetischen Militäradministration im Zuge der sogenannten „Bodenreform“ entschädigungslos enteignet worden war. Baron Leberecht von Eberstein war der letzte rechtmäßige Besitzer von Gut und Schloß Genshagen. Nach der Wiedervereinigung blieben alle Versuche der Familie von Eberstein, ihren von den Kommunisten geraubten Besitz zurückzuerlangen, aus den bekannten vorgeschobenen Gründen erfolglos: Auf Basis der von Kohl, Waigel und Schäuble verbreiteten Lüge von einer sowjetischen Bedingung wurden im Einigungsvertrag und durch Änderung des Grundgesetzes rechtliche Zustände geschaffen, die einer zweiten Enteignung der Bodenreformopfer gleichkommen.

Als 1993 die damals 92jährige Miterbin Rauthgundis Baronin von Eberstein aus den USA in der Hoffnung anreiste, in ihrem Heimathaus zumindest eine kleine Wohnung beziehen zu können, wurde sie bitter enttäuscht. Man wollte die beraubte Alteigentümerin nicht nur nicht als Schloßuntermieterin haben, sondern verwehrte ihr wenige Jahre später sogar den Zutritt zu ihrem Elternhaus.



Foto: pa

Von Journalisten belagert: Keiner berichtete über die umstrittenen Eigentumsverhältnisse.

Wenigstens gelang es den Familienmitgliedern im Winter 2001, für die beinahe 100jährige Baronin eine kleine vorgezogene Geburtstagsfeier im Haus ihrer Kindheit auszurichten. Verbittert über die deutschen Rechtszustände mußte die unerwünschte Baronin von Eberstein danach in ihre Wahlheimat Florida zurückkehren, wo sie 100jährig im Oktober 2002 verstarb. Zumindest ihre Beisetzung durfte in Genshagen im Familiengrab erfolgen.

Schloß Genshagen gehört heute der „Stiftung Genshagen“, die sich in der Hand des Bundes und des Landes Brandenburg befindet. Seit 1993 residiert in dem historischen Gebäude das Berlin-Brandenburgische Institut (BBI) für deutsch-französische Zusammenarbeit. Die Kommunikation zwischen dem neuen Hausherren und der Familie von Eberstein gestaltete sich schwierig. So wurde in einer hauseigenen Informationspublikation des BBI zur Geschichte des Schlosses im Internet wahrheitswidrig behauptet, der Vater von Leberecht von Eberstein sei bereits 1932 in die Partei eingetreten und habe mit Kriegsausbruch einen Großteil des Besitzes für die Kriegsproduktion abgegeben. In Wahrheit haben die Nazis bereits im Jahr 1935 – also noch zu Friedenszeiten – ein Viertel des Gutes für den Bau eines Flugmotorenwerkes zwangsenteignet, gegen den erklärten Willen der Familie. Danach, so berichtet Hartmut Bachmann, ein Sohn der Baronin von Eberstein, der im Schloß in Genshagen aufgewachsen ist, „setzten sie indirekt meinen Großvater weiter unter Druck, denn sie wollten, daß er als Persönlichkeit von öffentlichem Interesse in die Partei eintrat, was er seit 1933 immer abgelehnt hatte. Von einem freiwilligen Beitritt kann keine Rede sein, als er 1936 dem Druck Folge leistete, denn man drohte ihm indirekt widrigenfalls mit weiteren Enteignungen.“ Die umstrittene Internetinformation ist inzwischen vom BBI aus dem Netz genommen worden.

Auch in der Lokalpresse gab es immer wieder falsche Berichte, in denen es hieß, der Gutsbesitz sei bereits 1929 in den Besitz der Stadt Berlin übergangen. „Alles Unsinn“, so Hartmut Bachmann, „der Familienbesitz wurde nach Kriegsende komplett von den Sowjets und ihren deutschen Genossen konfisziert, mit allem, was darin war.“

Von unserem Rechtssystem, das eine Rückgabe oder angemessene Entschädigung des geraubten Besitzes bis heute verhindert, ist Bachmann ebenso schwer enttäuscht, wie es seine rückkehrbereite Mutter war. Heute stellt er resigniert fest: „Meine Familie ist immer wieder enteignet worden: 1935 durch die Nationalsozialisten, 1945 durch die sowjetische Besatzungsmacht, dann fortgesetzt durch die DDR, danach 1990 durch Beschluß der Regierung Kohl.“

Ohne jede Grundlage

»Kampagne gegen Rechts« basiert auf keinerlei Fakten – Zahl der »rechten Straftaten« sogar rückläufig

Von Hans-Joachim von Leesen

Allmonatlich fragt im Deutschen Bundestag ein Vertreter der sich jetzt „Linkspartei“ nennenden SED die Bundesregierung nach der Anzahl der rechtsextremistischen Straftaten, und jedes Mal erscheinen dann in einigen Zeitungen alarmierende Nachrichten mit teilweise phantastischen Zahlen über das gefährliche Treiben Rechter, Rechtsextremer und Rechtsradikaler oder wie immer im Verfassungsjargon jene genannt werden, die weder Links noch in der Mitte ihre politische Heimat haben. So geschah es auch zu Beginn dieses Jahres, als die Bundesregierung der Linkspartei-SED antwortete, bis inklusive November 2005 habe man insgesamt 9453 „rechte Straftaten“ registriert. Daraus machte die in Berlin erscheinende Zeitung „Der Tagesspiegel“ eine alarmierende Nachricht: „Rechte Straftaten“ (man beachte: nicht rechtsextreme, nicht rechtsradikale, sondern schlicht ‚rechte‘) seien um mehr als 30 Prozent gegenüber dem Vorjahr angestiegen.

Das muß erschrecken, und das zumal, wenn man nicht erfährt, denn danach fragt verständlicherweise die Linkspartei nicht, wie hoch die Anzahl der linksextremen Straftaten zur selben Zeit war.

Will man sich ein Bild machen von den politisch motivierten Straftaten von Linksaußen wie Rechtsaußen, dann kommt man nicht ohne das Studium der jährlich vom Bundesinnenministerium herausgegebenen Verfassungsberichte aus. Sie haben den Nachteil, daß sie sehr spät im Jahr erscheinen – der des Jahres 2004 kam erst im November des darauffolgenden Jahres 2005 heraus –, sie sind auch für den Verfassungsschutzexperten hie und da unverständlich, doch bilden sie immerhin ein Gerüst über politische Aktivitäten, die am linken wie am rechten Rand des politischen Spektrums registriert worden sind, und man bekommt Antwort auf die Frage, was bei den Rechtsradikalen strafbar ist und bei den Linksradikalen nicht.

Die neuen Zahlen scheinen in übrigen nicht zu stimmen, so wie der „Tagesspiegel“ und seine Nachplapperer sie veröffentlichen. So hat das Bundesinnenministerium für 2004 in einem Bericht 12553 Fälle von „politisch motivierter Kriminalität – rechts“ aufgeführt, und zwar für zwölf Monate. Das ergibt eine monatliche Durchschnittszahl von 1046 Fällen. Für 2005 hat das Ministerium für nur elf Monate 9453 Straftaten genannt = monatlich 860. Und da soll tatsächlich im Weihnachtsmonat Dezember noch eine so gewaltige Menge an Straftaten zusammengekommen sein, daß die 12553 Fälle des Jahres 2004 um 30 Prozent übertroffen werden? Das hieße, daß die bösen Rechten im Dezember allein über 3100 mal zugeschlagen hätten! Die Annahme ist natürlich unrealistisch. Woher stammen die seltsamen Zahlen, die jetzt durch die Presse geistern?

Medien plappern unreflektiert linke Aussagen nach

Abgesehen davon ist immer deutlicher geworden, daß die Verfassungsschutzberichte von Jahr zu Jahr mehr politisch instrumentalisiert worden sind zur Waffe gegen politisch Andersdenkende. Das wird schon dadurch eklatant, daß offiziell behauptet wird, die Abwehr des Staates mit Hilfe des Verfassungsschutzes richte sich allein gegen Rechtsextreme, daß aber in den Berichten die Titulierungen Rechts, Rechtsextrem und so weiter durcheinander verwendet werden, vermutlich um dem Wähler zu suggerieren, daß alles, was Rechts ist, für die Demokratie gleich gefährlich ist. So heißt die offizielle Bezeichnung „Politisch motivierte Kriminalität – rechts“, und also nicht „rechtsextrem“. Das führt dazu, daß in den Veröffentlichungen in Zeitungen ebenso rechts mit rechtsextrem gleichgesetzt wird, also der moderne aufgeklärte demokratische Patriot gleichgesetzt wird mit einem die Grenze zur Kriminalität überschreitenden gewalttätigen Skinhead. Da diese Begriffsvermischung immer wieder vorkommt, kann man nicht mehr von Versehen sprechen. Die Diffamierung des gesamten rechten Lagers ist gewollt.

Noch deutlicher geht diese Absicht aus Straftatbeständen hervor, die man speziell für Rechte geschaffen hat, die aber für Linke nicht gelten. Den allergrößten Anteil der „Politisch motivierten Kriminalität – rechts“ stellen Propagandadelikte dar, nämlich 2004 insgesamt 11576, das sind 70 Prozent aller „rechten“ Straftaten. Solche Straftaten gibt es für Links nicht. Links darf man alles schreiben, sagen, herausschreien, an die Wände schmieren wie beispielsweise „Stalingrad war wunderbar!“, so die gefallenen deutschen Soldaten verunglimpfend. Auf der anderen Seite genügt es, wie im Vorjahr geschehen, daß eine angesehen Münchener Briefmarken- und Münzhandlung in aller Herrgottsfrühe von einem Polizeikommando besetzt wird, die die ausgestellten Briefmarken aus der Zeit des Dritten Reiches ebenso beschlagnahmt wie die Münzen mit dem damaligen Reichsadler. Der Briefmarkenhändler habe nämlich gegen den § 86 des Strafgesetzbuch verstoßen (Verwendung von Kennzeichen verfassungswidriger Organisationen). Der Philatelist ging vor Gericht, konnte aber nur erreichen, daß er Münzen und Briefmarken zurückbekam mit der Auflage, sie nur noch zu zeigen, wenn er das Hitler-Porträt auf den Marken beziehungsweise den Reichsadler auf den Münzen sorgfältig abdeckt. Er wurde schuldig gesprochen, und jetzt tauchte der Fall unter „Politisch motivierte Kriminalität – rechts“ auf. Das sind die Delikte, aus denen sich die echten Straftaten zusammensetzen, Vorgänge, die in den allermeisten Ländern der zivilisierten Welt, in denen Meinungsfreiheit herrscht, keineswegs kriminalisiert sind.

Briefmarkenhändler wurde zum Kriminellen stilisiert

Und noch einen zweiten Strafkomplex gibt es, der nur für Rechte gilt, nämlich die Volksverhetzung. Als nicht volksverhetzend gilt es, wenn Deutsche das Ziel sind, wie etwa bei den linken Parolen „Nie wieder Deutschland!“ oder „Deutschland verrecke!“ Auch ist es nicht volksverhetzend, wenn Linke propagieren: „Bomber-Harris, do it again“, nämlich bombardier noch einmal Dresden. Anzeigen dieser Art wurden stets von Gerichten abgewiesen. Für sie kommt der Paragraph nicht zur Anwendung. Aber wehe, wenn statt „Deutschland“ ein anderes Land genannt worden wäre oder wenn die Forderung nach Massentötung von Menschen, wie sie die Angriffe auf Dresden darstellten, für andere Ziele gestellt worden wäre!

Bereinigt man die Gesamtzahl der „Politisch motivierten Straftaten – rechts“ um die Propagandadelikte und um die Volksverhetzung, dann ergibt sich, soweit die amtlichen Zahlen vorliegen, ein ganz anderes Bild. Dann bleiben für 2003 bundesweit Rechts 1881 Delikte wie Körperverletzung, Sachbeschädigungen, Widerstand gegen die Staatsgewalt. Für Links ist die Vergleichszahl für 2003 fast genau doppelt so hoch, nämlich 3614. Nicht viel anders sind die Vergleichszahlen für 2004: rechte Delikte 2033, linke 3551.

Wie erklärt sich die jetzt neu entfachte Kampagne gegen Rechts? Die Ursache dürfte auf der Hand liegen: Im März finden drei Landtagswahlen statt, nämlich Rheinland-Pfalz, Baden-Württemberg und Sachsen-Anhalt. Ihnen folgen in diesem Jahr noch weitere. Da wird rechtzeitig getrommelt, um das gesamte rechte Lager in den Ruch der Kriminalität zu bringen. Mit dem Schutz der Demokratie hat das alles nichts zu tun. Unsere Demokratie ist heute so gefestigt wie in den vergangenen Jahrezehnten.



„Auf die Schippe genommen“ fühlt sich der Stammtisch im Deutschen Haus schon seit langem: wird doch amtlicherseits immer wieder behauptet, der Euro habe „keine Inflation mit sich gebracht“. Stur und dreist beteuern die eurofixierten Verantwortlichen für die Abschaffung der Deutschen Mark, die Inflationsrate liege heute sogar tiefer als in den Jahren vor der Abschaffung der Deutschen Mark.

Den Stammtisch ärgert, daß die Klagen über das Kunstgeld Euro von vielen „Meinungsmachern“ als „gefühlte“, das heißt eingebildete Inflation abgetan wurde. Genau dazu hat Bruno Bandulets „DeutschlandBrief“ jetzt dargestellt, daß der Euro eben doch ein „Teuro“ ist. Das Statistische Bundesamt hat nämlich zusammen mit Professor Brachinger von der Schweizer Universität Freiburg einen neuen Index entwickelt, der die tatsächlich gekauften Produkte und deren Preissteigerungen erfaßt. Das Ergebnis bestätigte den Stammtisch: „Bereits 2002 im Jahr der Umstellung auf den Euro erreichte die Inflation in Deutschland 7 Prozent und 2005 lag sie bei 7,4 Prozent und war damit dreimal höher als amtlich zugegeben!“

Darum solle sich niemand über die gegenwärtige Lage in Deutschland wundern, hieß es am Stammtisch und: „Es ist wie im Leben: Wenn ich richtig fette Milch und Magermilch zusammenschütte, verliert der, der die fette Milch geliefert hat.“

Euer Michel

Auf und davon

Auch das Baltikum hat demographische Probleme

Von MARTIN SCHMIDT

Wer in den letzten Wochen nur ab und an die deutschen Fernsehnachrichten verfolgte oder eine Zeitung durchblätterte, kam aus dem Staunen kaum heraus. Wie auf Kommando wurde allerorten eine politische und wirtschaftliche Zuversicht verbreitet, die zu den fortbestehenden Anzeichen einer großen Krise so gar nicht passen mag.

Indes scheint es wenig hilfreich, diesen offensichtlichen Zweckoptimismus von vornherein zu verdammen, denn ohne Aufbruchsstimmung in weiten Teilen des Volkes kann es den herbeigesehnten „Ruck“ nicht geben und werden die Deutschen in ihrer Lethargie verharren. Nur dürfte so manchem politisch interessierten Zeitgenossen nicht entgangen sein, daß die plötzlich himmelblau erscheinenden Aussichten nicht verbesserten Rahmenbedingungen entspringen, sondern das Resultat moderner Medienpropaganda und Massenbeeinflussung sind.

Für all jene, die sich aus tiefstem Herzen um die Deutschen und ihr Land sorgen, bietet die jüngste Welle des Optimismus somit wenig Trost, zumal substantielle Entscheidungen der schwarz-roten Regierung bisher ausgeblieben sind. Dementsprechend müssen die Deutschen weiter darauf hoffen, daß die begonnene Erosion des Ideengebäudes der 68er im Zuge der Krise rasch an Fahrt gewinnt und völlig neue Aussichten für das Ringen um die Zukunft eröffnet. Und es mag trösten, daß andere europäische Völker ähnlich gewaltige Probleme zu lösen haben oder noch schlimmer dran sind.

An dieser Stelle sei der Blick auf Estland gelenkt, jene Baltenrepublik, die zuletzt Ende 2005 Schlagzeilen machte, weil von dort Überlegungen laut wurden, die deutsch-russische Ostseepipeline durch eine Ausweitung der nationalen Hoheitsgewässer zu verhindern. Die Energiepolitik gehört zu den größeren Sorgen des kleinen Landes, erscheint aber bei weitem nicht so problematisch wie der Geburtenschwund und die Massenabwanderung gebildeter jüngerer Esten in andere EU-Staaten.

Seit der Wiedergewinnung der Unabhängigkeit sind laut Schätzungen der Konrad-Adenauer-Stiftung und einheimischer Fachleute rund zehn Prozent der Bevölkerung des Baltikums ausgewandert. Lettlands Präsidentin Vike-Freiberga spricht von einem „gefährliche(n) Aderlaß“. Die durchschnittliche Kinderzahl pro Frau liegt in Estland bei 1,35 (2003). Eine von der Uno in Auftrag gegebene langfristige demographische Prognose sagt für das Jahr 2050 eine Einwohnerzahl von weniger als 800 000 voraus; derzeit sind es 1,35 Millionen, darunter nur etwa 900 000 echte Esten. Beide Entwicklungen zusammengenommen könnten langfristig zu einem völligen Verschwinden der estnischen Nation führen, fürchtet Ulle Valgma, Demographie-Analystin im Revaler Statistikamt.

Eine repräsentative Umfrage aus Litauen zeigt die wichtigste Ursache der Ausreisebewegung: 90 Prozent der vom Meinungsforschungsinstitut Rait befragten Personen nannten als Grund die „Unzufriedenheit mit den Gehältern“, deren mittlere Höhe sich im Baltikum auf umgerechnet 300 Euro netto beläuft. Die Zielorte liegen zumeist in Irland und Großbritannien sowie in Deutschland, dem drittwichtigsten Auswanderungsland der Esten, Letten und Litauer.

Die Krankenschwester oder der Brummifahrer aus dem Baltikum sind hierzulande längst kein ungewohnter Anblick mehr, ebenso die zunehmende Präsenz von Akademikern aus dieser Nordostecke Mitteleuropas. Die finnische Bauarbeitergewerkschaft schätzt, daß allein auf Baustellen in Finnland 10 000 Esten arbeiten.

Umgekehrt klagt die Bauwirtschaft der boomenden estnischen Hauptstadt Reval (Tallinn) über fehlende heimische Arbeitskräfte und holt sich auf Zeit billige Maurer oder Tischler aus Rußland, Weißrußland oder der Ukraine, die das bekannte Integrationsproblem mit der zu Sowjetzeiten zugewanderten großen slawischen Bevölkerungsgruppe weiter verschärfen könnten.


Foto: Visum

Junge Estinnen in Tallinn (Reval): Obwohl Estland boomt, wandert die Jugend in den Westen aus.

Vor allem Billiglohnarbeiter strömen in das kleine Land an der Ostsee, während nur wenige hochqualifizierte EU-Ausländer vorübergehend in Estland tätig sind. Das estnische Staatsbürgerschafts- und Migrationsamt bezifferte im Herbst 2005 die Zahl der legal im Land arbeitenden EU-Ausländer auf 6 929, zumeist Finnen, Letten und Litauer sowie 500 Deutsche.

Oberflächlich betrachtet kann sich die Republik Estland an einem kräftigen Wirtschaftswachstum erfreuen. Der während der jahrzehntelangen Konfrontation mit der sowjetrussischen Besatzungsmacht bewiesene kämpferische Nationalstolz ist zwar rückläufig, steht aber immer noch in erfreulichem Gegensatz zum Nationalmasochismus des Durchschnittsdeutschen. Trotzdem spricht, neben den bereits genannten Fakten, noch einiges andere dafür, daß mit dem heutigen Estland etwas nicht „stimmt“ und die Vitalität des Landes schwindet.

Besorgniserregend ist der Umstand, daß Estland – einer Studie des italienischen Instituts Eures von 2005 zufolge – auf europäischer Ebene die bei weitem höchste Mordrate aufweist. Auf 100 000 Einwohner entfallen demnach 10,4 Morde, knapp gefolgt nur von den anderen baltischen Staaten Lettland und Litauen mit einer Quote von je 9,5. Der Durchschnittswert der alten EU-Mitglieder liegt bei „nur“ 1,5, der der gen Osten erweiterten Union bei 2,8 und der Deutschlands bei 1,1. Selbst die unter Gewaltkriminalität bekanntlich besonders leidenden USA wiesen zuletzt im Schnitt deutlich weniger Morde als Estland auf: nämlich 5,6 auf 100 000 Einwohner. Darüber hinaus teilte die Weltgesundheitsorganisation WHO mit, daß in Estland ein Prozent der Einwohner zwischen 15 und 48 Jahren mit dem HIV-Virus infiziert ist. Dieser Anteil liegt höher als in jedem anderen Land nördlich von Afrika.

Man kann es den Esten, aber auch den mit ähnlichen Schwierigkeiten belasteten Letten und Litauern nur wünschen, daß sie sich allen Existenzproblemen zum Trotz als stark genug erweisen, ihre Kultur in der angestammten Heimat weiterzutragen. Schließlich gehören die baltischen Völker zum wunderbar vielfältigen Bild Europas.

Von ausländischen »Heuschrecken« bedroht

Plage oder Segen – Investoren aus aller Welt blicken interessiert auf Deutschlands Mittelstand

Von ANSGAR LANGE

Im Jahr 2005 traten die „Heuschrecken“ auf – und es war durchaus umstritten, ob sie nun Plage oder Segen darstellen. Auf jeden Fall sind die sogenannten Private-Equity-Firmen aus der öffentlichen Debatte nicht mehr wegzudenken. Nach Angaben des Bundesverbandes deutscher Kapitalsbeteiligungsgesellschaften (BVK) sind diese Finanzinvestoren hier zu Lande an fast 6 000 Unternehmen mit über 600 000 Mitarbeitern beteiligt. Beliebte Tätigkeitsfelder sind Bayern, NRW und Baden-Württemberg. Und sowohl Kritiker als auch Befürworter dieser Erscheinungsform des angelsächsischen Kapitalismus lassen keinen Zweifel daran: 2006 wird für die Private Equities ein noch besseres Jahr.

Worauf stützt sich der Optimismus dieser Branche? Beim BVK gibt man sich auf Anfrage bedeckt. Man könne keine Unternehmensnamen aus Baden-Württemberg nennen, da man auch über keine Informationen über Übernahmekandidaten verfüge. Doch das „Ländle“ sei ohne Zweifel sehr attraktiv: „Baden-Württemberg verfügt über eine starke mittelständische Wirtschaftsstruktur und viele Familienunternehmen. Damit bieten sich viele lohnende Investitionsmöglichkeiten für Beteiligungsgesellschaften an. Entgegen einigen Unkenrufen, daß Private-Equity-Investoren den Unternehmen Schaden zufügen, hat sich inzwischen die Meinung durchgesetzt, daß sie langfristig überwiegend positive Effekte für die Partnerunternehmen bringen, diese bei der unternehmerischen Weiterentwicklung unterstützen und langfristig volkswirtschaftlich positive Investitions- und Arbeitsplatzeffekte erzeugen“, so die BVK-Geschäftsführung.

Diese Meinung stößt auf Skepsis. Das Geschäft der Private-Equity-Anbieter boomt in Deutschland erst seit dem Jahr 2000. „Die ausländischen Finanzinvestoren können viel versprechen. Sie können zum Beispiel zusagen, daß sie ein Unternehmen gewinnbringend an die Börse bringen oder ein marodes mittelständisches Unternehmen wieder sanieren. Doch die Zeit war bisher zu knapp, um diese langfristigen Ziele einem Praxistest zu unterziehen“, sagt ein Brancheninsider, der auf gescheiterte Fälle wie bei der „Bosch“-Tochter „Tenovis“ oder dem Müllkonzern „Grüner Punkt“ verweist. „Autoteile Unger“ und der Geldautomatenhersteller „Wincor Nixdorf“, der mittlerweile erfolgreich an der Börse positioniert wurde, gelten als positive Gegenbeispiele, wo einige hundert Jobs geschaffen wurden.

Jobvernichter oder -erhalter? Für beides gibt es Beispiele

Im Jahr 2005 entfielen 35,7 Prozent des Investitionsvolumens der Finanzinvestoren auf Baden-Württemberg. Die schwedische Investmentgesellschaft „EQT Partners“ übernahm „MTU Friedrichshafen“ für 1,6 Milliarden Euro und stach dabei den US-Investor „Kohlberg Kravis Roberts“ (KKR) aus. KKR, so ein Zeitungsbericht, gleiche wohl am ehesten einer „Heuschrecke“. Bei dem Triebwerkhersteller „MTU Aero Enginges“ in München – einer früheren Muttergesellschaft von „MTU Friedrichshafen“ – habe KKR schnell an der Börse Kasse gemacht, Gelder für Forschung und Entwicklung gekürzt und rund 700 Mitarbeiter entlassen. Weitere bekannte Beispiele für das Engagement von Finanzinvestoren sind „Kabel Baden-Württemberg“, die Automobilzulieferer „Mahle“ aus Stuttgart und „Schefenacker“ aus Esslingen sowie der schwäbische Telekom-Dienstleister „Debitel“. Bei „Kabel Baden-Württemberg“ gab es Ende letzten Jahres Auseinandersetzungen zwischen Arbeitnehmern und Geschäftsleitung. Wie die Presse berichtete, gipfelte der Streit in der fristlosen Kündigung aller Betriebsräte. Hintergrund der Entlassungen: Der Betriebsrat habe der Einführung einer Telefonanlage, welche die Leistungs- und Verhaltenskontrolle der Beschäftigten ermöglichte, nicht zugestimmt. Außerdem haben Finanzinvestoren begehrliche Blicke auf „Märklin“ aus Göppingen, den größten Modelleisenbahn-Hersteller der Welt, gelenkt. Die Marke genieße Kultstatus und übe seit Jahren eine magnetische Wirkung auf Firmenjäger aus, schrieb das „Manager-Magazin“.

Obwohl das Traditionsunternehmen pflichtgemäß dementierte, kocht die Gerüchteküche munter weiter. Schließlich hat der Weltmarktführer angeblich mindestens 60 Millionen Euro Schulden, so daß die größten Gläubiger wie die „Landesbank Baden-Württemberg“ und die „Kreissparkasse Göppingen“ wohl nichts gegen einen finanzkräftigen Investor einzuwenden hätten. „Doch Namen hört man nie, sonst sind die verbrannt“, so ein Brancheninsider.

Ähnlich vorsichtig dürfte „Daimler-Chrysler“-Chef Dieter Zetsche bei der Partnersuche für die unprofitable Kleinwagensparte „Smart“ vorgehen. An einem Komplettkauf des „Smart“ dürften chinesische Autobauer und Finanzinvestoren interessiert sein.

Eine andere Möglichkeit, die Nachfolgeproblematik bei Mittelständlern zu lösen, stellt die „Indus Holding AG“ dar. Dort verfahre man nach der Devise „buy and hold“ (Kaufen und Halten), erläutert Vorstandschef Helmut Ruwisch. „Unsere Beteiligungsholding kauft nur gut im Markt positionierte Unternehmen und behält ein solches Unternehmen dann in der Regel für rund zwölf Jahre im Bestand“, so Ruwisch. „Indus“ belasse die unternehmerischen Entscheidungen vor Ort und sei nicht daran interessiert, möglichst schnell eine möglichst hohe Rendite per Exit zu erwirtschaften. Dies könnte ein Modell sein für die zahlreichen schwäbischen Familienunternehmer, die im eigenen Haus keinen Nachfolger finden und sich vor einer Zerschlagung ihres Lebenswerkes fürchten. Der ideale Finanzinvestor sollte bis zu zehn Jahren in einer Firma verbleiben. Die Finanzinvestoren, die im vorigen Jahr vor allem Jagd auf Maschinenbauer und Konsumgüterhersteller machten, bleiben in der Regel höchstens fünf Jahre. Man kann also nicht alle Finanzinvestoren über einen Leisten spannen: Manche sind reine Schnäppchenjäger und verfahren nach der Devise: Kaufen, ausschlachten, umkrempeln und verramschen.

»Made in Germany« in der Hand fremder Mächte

Gegensätzliche Positionen beziehen das baden-württembergische Wirtschaftsministerium und die Gewerkschaften. Wirtschaftsminister Ernst Pfister (FDP) ist der Ansicht, mit Beteiligungskapital finanzierte Unternehmen schafften deutlich mehr Arbeitsplätze und investierten mehr in Forschung und Entwicklung. Pfister zufolge braucht das Land eine Prise angelsächsischen Kapitalismus: „Die entwickelten ‚Private-Equity-Märkte‘ USA und Großbritannien zeigen, daß Private-Equity-Fonds keinesfalls ein Land abgrasen, um dann weiterzuziehen.“

Der DGB-Bezirk Baden-Württemberg kann das nicht nachvollziehen. Zwar gebe es auch positive Beispiele für das Engagement der Private-Equity-Firmen. Aber grundsätzlich sei nicht der Erhalt von Firmen und Arbeitsplätzen das Ziel, so ein DGB-Sprecher, sondern der höchstmögliche Profit.

MELDUNGEN

China entdeckt Afrika

Lagos – Chinas Außenminister Li Zhaoxing hat auf seiner Afrikareise in der vergangenen Woche zahlreiche afrikanische Rohstoffunternehmen erworben. Afrika ist für China die am schnellsten wachsende Importquelle für Rohstoffe. Da die Volksrepublik nicht mehr nur auf den Import setzen will, hat sie 45 Prozent der nigerianischen Ölfirma South Atlantic Petroleum erworben. Auch in Libyen, Angola, Senegal und Mali hat sich der chinesische Minister umgesehen. Die Asiaten sind in Afrika gern gesehene Kunden, da sie nicht wie der Westen unangenehme Fragen zu Demokratie und Menschenrechten stellen. *Bel*

Slowakei auf dem Weg zum Euro

Preßburg (Bratislava) – Mit der Einführung des Euros meint es die slowakische Regierung ernst. Der Eintritt in die Eurozone ab Januar 2009 wurde durch den Eintritt in den sogenannten Wartesaal der europäischen Einheitswährung, ERM II, bekräftigt. Diesen wichtigen Schritt haben der Finanzminister Ivan Miklos und der Gouverneur der Slowakischen Nationalbank Ivan Sramko der Öffentlichkeit erst nach ihrer Rückkehr aus Brüssel mitgeteilt. „Die Annahme in das ERM II ist eine Anerkennung des Reformprozesses und einer gesunden Wirtschaftspolitik in der Slowakei“, meinte der Finanzminister. Die Slowakische Krone (SK) ist seit diesem Schritt an den Eurokurs angebunden, die zentrale Parität der Krone zum Euro wurde auf 38,455 fixiert. Die Oszillation (Schwankungsbreite) ist mit plus-minus 15 Prozent begrenzt, der Kurs zum Euro soll in den nächsten zwei Jahren, bis zur Einführung des Euro, nicht unter 32,687 SK sinken und die Grenze 44,223 SK nicht überschreiten. Die Slowakei beginnt also ein halbes Jahr früher die



Maastrichtkriterien zu erfüllen. Die Nationalbank gewinnt damit mehr Zeit für die technischen Vorbereitungen des Eintritts in die Eurozone, zum Beispiel für die Münzenprägung, die Emission der Banknoten und für die Einführung der doppelten Preisangabe in den Geschäften.

Die Slowakei hat so ihre Nachbarn, Polen, Ungarn und Tschechien, Länder, welche die Euroeinführung erst ab dem Jahr 2010 planen, überholt. Die Slowakei hat sich zu Malta, Zypern und Slowenien, die schon das letzte Kriterium für die Euroeinführung angenommen haben, zugeordnet.

In der Slowakei wurde auch schon das Motiv der Rückseiten der Euromünzen ausgewählt. Die Entscheidung in einer Medienbefragung hat die Nationalbank bestätigt. Es gewann das Doppelkreuz auf drei Hügeln (aus dem Staatswappen), das auf die Zwei- und Ein-Euro-Münzen geprägt wird. Die Burg von Preßburg (Bratislava) soll auf den 50-, 20- und 10-Centstücken erscheinen. Und auf den Fünf-, Zwei- und Ein-Centstücken soll die Bergspitze der Hohen Tatra Kriváň zu sehen sein. *Peter Zeman*

MELDUNGEN

Juschtschenko vor Schlappe

Kiew – Kaum zwei Monate vor den Parlamentswahlen in der Ukraine liegt die Opposition laut Umfragen in der Wählergunst vor den Anhängern von Staatspräsident Wiktor Juschtschenko. Nach dem erfolgreichen Mißtrauensantrag gegen die juschtschenkotreue Regierung vor wenigen Tagen geraten die Führer der „orangen“ Revolution vom Herbst 2004 offenbar immer stärker in Bedrängnis.

Nach einer Umfrage im Auftrag der Akademie der Wissenschaften der Ukraine erhielten die 2004 gestürzten Postkommunisten 21,17 Prozent der Stimmen, während die Partei Juschtschenkos lediglich auf 15,14 Prozent käme. Ein Grund für das schwache Ergebnis der Präsidentenpartei ist auch, daß die Juschtschenko-Mitkämpferin Julia Timoschenko mit einer eigenen Liste antritt und so das „orange“ Lager spaltet. Timoschenkos Partei erränge laut der Umfrage derzeit 16,17 Prozent der Stimmen. *H. H.*

Geschenkt ist geschenkt

Mexiko-Stadt / Wien – Das mexikanische Parlament hat das Österreichische Völkerkundemuseum aufgefordert, die Federkrone des Azteken-Herrschers Montezuma auszuhändigen. Wien sieht dazu jedoch keinerlei Veranlassung, da der Eroberer Hernán Cortes sie von Montezuma zum Geschenk erhalten hat und sie wiederum an den Habsburger-Kaiser Karl V. weiterverschenkt hat. *Bel*

Who is Merkel?

Während hier alles gespannt auf Merkels US-Reise blickt, weiß dort keiner, wer diese Merkel eigentlich ist

Von LISELOTTE MILLAUER

Ein überaus freundliches Geschenk für Angela Merkels Premieren-Besuch am vergangenen Wochenende im Weißen Haus kam von unerwarteter Seite: von Irans Präsident Mahmoud Ahmadinedschad. Seine plötzliche und drastische Erklärung, nicht das iranische Nuklear-Programm zu stoppen, sondern statt dessen alle Verhandlungen darüber mit den Grossen Drei Europas, den E-3, zu beenden, bereitete ein Rosenbett der Übereinstimmung für den sogenannten „Honeymoon“ von Angelika Merkel und George W. Bush.



Foto: AP

Aufs Wärmste empfangen: Angela Merkel bei George W. Bush

Offensichtlich ebenfalls für diesen Zweck rechtzeitig lanciert, erschien in der Presse die Nachricht, daß deutsche Spione des BND einem Spezial-Team des Pentagon im April 2003 den heißen Tip gaben, daß sich Saddam Hussein samt Söhnen in einem Restaurant in Bagdads feinem Mansour-District aufhielt. Die Amerikaner zögerten nicht und beschossen das Restaurant mit vier Raketen, die einen tiefen Krater und zwölf Tote hinterließen. Darunter keineswegs Saddam und Söhne.

Beide Ereignisse wurden vom Weißen Haus wie der US-Presse freudig und ausführlich verbreitet. Denn mit Angela Merkels Besuch stand nicht weniger auf dem Spiel als ein vorfrühlinghaftes Auftauen der unter Bundeskanzler Schröder durch den Irakkrieg eingefrorenen deutsch-amerikanischen Beziehungen.

Nachdem Schröder bei seinem letzten Besuch in Washington im Juni 2005 angeblich mit nur einem Fototermin von Bush für den deutschen Irak-Protest bestraft worden war, sollte diesmal vom roten Teppich bis zur Übernachtung im Gästehaus alles getan werden, um das strategisch wichtige Deutschland aus dem Eispalast zu locken und in die Wärme der Übereinstimmung mit den USA für die wichtigen weltpolitischen Themen zu führen.

Dies wäre fast gescheitert, als Frau Merkel dem „Spiegel“ erklärte, daß das Internierungslager in Guantanamo so schnell wie möglich geschlossen werden sollte und so wenig eine Berechtigung habe wie die in letzter Zeit bekannt gewordenen Geheim-Gefängnisse, in denen die Amerikaner des Terrorismus verdächtige Personen gefangenhalten inklusive Folter. Doch kaum in Washington eingetroffen und offensichtlich beeindruckt vom Charme des amerikanischen Präsidenten, der privat amüsant und kumpelhaft ist, verschob die deutsche Kanzlerin ihre kritischen Forderungen auf eine unbestimmte Zukunft.

Auf der Pressekonferenz erwähnte der stets zu Scherzen aufgelegte Bush sogar, daß Frau Merkels Wahlsieg „nicht gerade ein Erdrutsch“ gewesen sei, „ähnlich wie meiner“. Und so schieden beide Staatsoberhäupter harmonisch mit einem neuen Start, und die Presse konnte berichten „Bush und Merkel – Übereinstimmung über Iran“, Irak und Guantanamo erstmal aufschiebend.

Ein Staatsbankett fand jedoch nicht statt. Washington nahm bis auf die Beteiligten kaum Notiz. Und einem Internetbericht zufolge soll sogar der deutsche Botschafter Wolfgang Ichinger am Ankunftstag der Kanzlerin verhindert gewesen sein, an einem Begrüßungs-Dinner teilzunehmen.

In der amerikanischen Öffentlichkeit fand der hohe deutsche Besuch nicht die geringste Aufmerksamkeit. Der Mann auf der Straße hat von Angela Merkel noch nie gehört. Wenn man den Friseur, den Fitnesscenter-Besitzer, sogar den TV-Produzenten fragt, so kennt keiner den Namen. Nur der Fernseh-Produzent erinnerte sich, daß „eine Frau jetzt in Deutschland Kanzler ist“.

Und je nachdem, ob man mit Befürwortern oder Gegnern des Irakkrieges spricht, so beurteilt man die deutsche Regierung (noch mit Schröder identifiziert) als Gegner oder Freund. Ebenso wie sich Gleichgültigkeit oder Liebe für Deutschland danach richten, ob ein Amerikaner bereits in Deutschland war, zum Beispiel als Tourist oder mit dem Militär (das sind die oft geradezu emotionellen Fans), oder ob einer ein Goethe- und Beethoven-Anhänger ist. Aufmerksamkeit kann man hier eher durch Glamour erreichen.

Das mußten sogar Prinz Charles und seine Gattin Camilla erleben, die hier in der Presse ziemlich untergingen. Wobei einst Prinzessin Di bei jedem Besuch den Blätterwald, sogar den seriösen, rauschen ließ.

Aber das macht ja nichts. Die neue Bundeskanzlerin steht ja sozusagen noch in den Startlöchern. Und man kann nur hoffen, daß sie nach dem geglückten Honeymoon bei aller Liebe soviel Unabhängigkeit und intellektuellen Durchblick bewahrt, daß eine funktionierende Beziehung entsteht.

Es droht ein Bürgerkrieg

Die irakische Nation ist seit der US-Invasion kaum noch existent

Von R. G. KERSCHHOFER

Die täglichen Meldungen über Terroranschläge im Irak sind wenig geeignet, ein realistisches Bild der Lage zu vermitteln: Zum einen wirkt die Routine abstumpfend. Zum anderen hinterlassen die täglichen Meldungen über Attentate den Eindruck, daß sonst alles in Ordnung sei, da man drumherum großzügig angelegte Straßen und anscheinend intakte Gebäude sieht.

Doch in die Medien kommt nur, was sich nicht verschweigen läßt, etwa Anschläge in den Städten oder „Abstürze“ von Flugzeugen. In Wahrheit gibt es – neben einer ausufernden gewöhnlichen Kriminalität – tagtäglich dutzende politisch motivierte Gewaltakte, die teils wegen der Zensur, teils aus Mangel an Journalisten vor Ort nicht publik werden. Es sind „normale“ Guerilla-Angriffe auf Truppen und Polizeieinheiten, Anschläge auf Firmen im Dienst der Besatzungsmacht und Fememorde an Kollaborateuren.

Was sich alles abspielt, läßt sich indirekt aus den offiziellen Zahlen über gefallene und verwundete US-Soldaten schließen. Und selbst die sind geschönt, zumindest weil die Verluste bei den von „Sicherheitsfirmen“ eingesetzten Söldnern verschwiegen werden. Daß weder die Besatzungsmacht noch die neue Regierung auch nur annähernd Herr der Lage sind, zeigt sich aber unter anderem daran, daß in einem der ölreichsten Länder mit früher hochmoderner Infrastruktur die Energieversorgung noch immer nicht funktioniert. Teil der Misere ist, daß man den verlogen begründeten Angriff auf den Irak nachträglich mit einem falschen Vorwand zu rechtfertigen sucht, mit „Demokratie“. Doch die ist kein Allheilmittel. Sie setzt voraus, daß es ein loyales Staatsvolk gibt. Eine bloße „Bevölkerung“, die noch dazu aus verfeindeten Volksgruppen besteht, reicht keineswegs. Bushs „democracy“ hat die Gegensätze nur verschärft, und die „freien Wahlen“ haben legal eine sunnitische Unterdrückung durch eine schiitische ersetzt – ausgerechnet eine schiitische!

Während wenigstens die arabischen Iraker, ob Sunniten, Schiiten oder Christen, früher ein irakisches Staatsbewußtsein hatten, droht dieses nun verlorenzugehen.

Bush will Europäer kompromittieren

Ein regelrechter Bürgerkrieg scheint nicht mehr ausgeschlossen. Der kurdische Norden geht ohnehin eigene Wege, selbst wenn der Kurdenfürst Talabani pro forma als „gesamtirakischer“ Präsident die Welt bereisen darf.

Angesichts dessen sind Meldungen über eine deutsche Verstrickung besonders besorgniserregend. Da war zunächst die Affäre Osthoff. Ans Licht kam dabei der Einsatz „inoffizieller BND-Mitarbeiter“. Das tun zwar auch andere „Dienste“. Wenn man es aber in Situationen wie im Irak tut und Personen benutzt, die im humanitären oder kulturellen Bereich tätig sind, bringt man alle in Gefahr. Welche Munition für Haß-Prediger und Terroristen! Und deshalb dürfte manches Opfer zwar nicht „zu Recht“, doch aus erklärlichen Gründen entführt worden sein.

Dann kam die Ankündigung einer verstärkten deutschen Irak-Hilfe. „Hilfe“ ist zwar etwas Gutes. Im konkreten Fall ist sie aber ein Geschenk für George Bush, und das wird von den „Geholfenen“ mit Sicherheit so gesehen. Bei der Ausbildung von irakischen Polizisten geht es nämlich im Prinzip um genau dasselbe wie bei der Entsendung von Truppen: Beides dient dazu, die US-Truppen zu entlasten und dennoch die US-Ziele zu unterstützen. Je mehr sich Europäer dafür einspannen lassen, um so größer wird die Gefahr für sie selbst, und um so höher werden die Kosten zur Abwehr eines Terrors, den es sonst nicht gäbe. Daß Merkel im verbalen Vorgeplänkel des Irakkriegs zu den „Falken“ gezählt hatte, werden die Terror-Paten auch nicht vergessen haben.

Die dritte Negativ-Botschaft war, daß BND-Mitarbeiter im Irakkrieg den USA taktische Informationen zukommen ließen. Daß dies im Widerspruch zur offiziellen Haltung der rot-grünen Regierung stand, ist das geringere Problem. Viel schlimmer ist, daß es eine These der Islamisten stützt, nämlich daß „alle Christen“ unter einer Decke stecken – das „Kreuzfahrer-Syndrom“. Daß die Sache mit den BND-Männern zeitgleich mit Merkels USA-Reise aufflog, läßt zudem auf Absicht schließen: Unbotmäßige Europäer sollen als Mittäter kompromittiert werden, damit – wenn sie selber Opfer zu beklagen haben – sie sich leichter in Bushs Heerbann hineinzwingen lassen.

Und schon läßt man sich für ein neues Ablenkungsmanöver einspannen: Auch wenn man das Mullah-Regime ablehnt, ist es Pharisäertum, dem Iran das verbieten zu wollen, was die offiziellen und inoffiziellen Atommächte längst getan haben! Ohne um Erlaubnis zu fragen.

Nahostfrieden in Gefahr

Mit der Ära Scharon droht auch der Friedensprozeß zu enden

Von JÜRGEN LIMINSKI

Ariel Scharon kehrt nur langsam ins Leben zurück. Noch sind die Folgen der Notoperationen nicht absehbar. Aber ein Professor der Klinik meinte: „Sein Zustand war eigentlich der klinische Tod. Wenn er die Rückkehr überlebt, ist das ein erstes Wunder. Wenn er dann stabil am Leben bleibt, wäre das das zweite Wunder. Und wenn er dann noch ohne Schäden weiterleben würde, wäre das das dritte Wunder. Das sind ziemlich viele Wunder, auch für einen Premierminister.“ Mit anderen Worten: Man muß mindestens davon ausgehen, daß Scharon die Operationen mit dem Skalpell in der Tiefe des Gehirns nicht ohne bleibende Schäden überlebt hat. Die Lage war so aussichtslos, daß man zu neuen, noch nicht zugelassenen Medikamenten griff. Scharon wird, so sehen es die meisten Neurochirurgen in Israel, nur ganz begrenzt das Amt des Premiers wieder übernehmen können, wenn überhaupt. Das bedeutet: Es wird nach den Wahlen zur Knesset einen neuen Premier geben in Israel. Die Ära nach Scharon hat schon begonnen.





Foto: Reuters

Palästinenser in Aufruhr: Vor allem Kinder sind beteiligt.

Das gilt auch für die von Scharon gegründete neue Partei Kadima. Selbst wenn sie durch einen Mitleidseffekt ihre Popularität halten kann, ohne die Integrationsfigur Scharon wird sie auf Dauer wieder zerfallen. Sie hat noch kein Programm, keine Tradition, keine feste Struktur. Sie ist ohne Scharon nur die Hälfte wert. Viele Wähler werden das erkennen und schon jetzt zu ihren alten Parteien zurückkehren. Die Polarisierung zwischen links und rechts dürfte wieder zum beherrschenden Element der israelischen Politik werden. Scharon hatte sie durch die Koalition der nationalen Einheit praktisch überwunden und seine Partei der Mitte hätte diesen Zustand auch strukturell verfestigt. Dafür wird Kadima nun auf jeden Fall zu schwach sein.

Der Trend zur Polarisierung wird um so stärker durchschlagen als aus den Wahlen zuvor in den palästinensischen Autonomiegebieten nächste Woche aller Voraussicht nach die Hamas als Sieger hervorgehen wird. Das bedeutet eine Vollbremsung für den Friedensprozeß, denn die Hamas hat nie auf die Vernichtung Israels verzichtet. Es könnte sogar sein, daß dann der nationalistische Likudblock unter Netanjahu wieder zur Mehrheitspartei avanciert, daß der Siedlungsbau wieder forciert und daß möglicherweise der Gaza-Streifen wieder besetzt wird. Auf jeden Fall wird man den Bau des Grenzzauns vorantreiben. All das droht, den Haß auf beiden Seiten nur zu verstärken.

Es sieht nicht gut aus für den Frieden in Nahost. Wahrscheinlich braucht es ein viertes Wunder, damit er eine neue Chance erhält. Unmöglich ist das nicht. Als Scharon zum Premier gewählt wurde, malte man den Krieg an die Wand. Es kam anders. So wie mit Begin, Shamir und Rabin. Sie alle sahen schließlich ein: Zum Frieden gibt es keine Alternative.

Davon sind die Radikalen vom Schlag der Hamas allerdings noch weit entfernt. Sie freuen sich über das Ende der Ära Scharon und wünschen den israelischen Premier „zur Hölle“. Golda Meir drückte es einmal so aus: „Wenn die Araber einmal ihre Kinder mehr lieben werden als sie uns hassen, dann hat der Frieden eine Chance.“ Solange werden beide Völker mehr oder weniger friedlich oder martialisch als Nachbarn koexistieren müssen.

Fluch oder Segen, Waffe oder Energiespender

Alles hängt von der Anreicherung spaltbaren Materials ab / Worum es im Atomstreit mit dem Iran geht

Von H.-J. MAHLITZ

Die friedliche Nutzung der Atomenergie ist ein natürliches Recht aller Völker – außer bei fanatischen Kernkraftgegnern wird ein solcher Satz kaum auf Widerspruch stoßen. Dennoch wurde er als Provokation empfunden, als das iranische Fernsehen die Übertragung des Freundschaftsspiels Persepolis Teheran gegen FC Bayern München mit diesem Spruch (in englischer Sprache) untertitelte. Unglücklicherweise fiel nämlich das seit langem terminierte Kicker-Treffen ausgerechnet in die heiße Phase des Atomstreits mit dem Iran.

Worum geht es bei diesem Streit? Keineswegs darum, dem Land dieses „natürliche Recht auf friedliche Nutzung der Atomenergie“ abzusprechen. Wohl aber darum, ob Teheran nicht doch in Wahrheit etwas ganz anderes beansprucht: ein „natürliches Recht“ auf unfriedliche Nutzung der Kernkraft, also im Klartext die islamische Atombombe.

Die strammen Sprüche des neuen iranischen Präsidenten Ahmadinedschad jedenfalls lassen diesen Verdacht begründet erscheinen. Nachdem nahezu 60 Jahre lang alle Versuche, das verhaßte Israel mit konventionellen Waffen zu besiegen (und möglichst zu eliminieren), mehr oder weniger kläglich gescheitert sind, träumt so mancher im Nahen Osten davon, mit nuklearer Sprengkraft doch noch zum Ziel zu kommen. Kein Wunder also, daß alles, was sich bei den islamischen Nachbarn in Sachen Atomforschung tut, von Israel besonders argwöhnisch beäugt wird.

Die Frage, worin sich eigentlich friedliche und militärische Nutzung der Kernenergie unterscheiden, beantwortet sich quasi von selbst, wenn man auf die konkrete Wirkung abhebt. Friedliche Nutzung heißt, daß man die Kettenreaktion, also die Spaltung instabiler, radioaktiver Atomkerne ($Uran^{235}$), in einem Reaktor kontrolliert steuert und die bei diesem Prozeß freigesetzten Kernbindungskräfte über Turbinen in elektrischen Strom umwandelt (in selteneren Fällen auch in Prozeßwärme).

Bei der Atombombe hingegen läuft die Kettenreaktion unkontrolliert, explosionsartig ab. Die gewaltigen Kräfte werden auf einen Schlag freigesetzt. Der Detonation, die bereits alles mit herkömmlichem Sprengstoff Machbare weit übersteigt, folgt eine gigantische Druck- sowie eine Hitzewelle. Und was davon noch nicht zerstört ist, fällt im weitem Umkreis der radioaktiven Verseuchung zum Opfer – ein Horrorszenarium, wie es in Hiroshima und Nagasaki schreckliche Wirklichkeit wurde.

Den Militärstrategen in West und Ost aber war das auch noch nicht genug. Schon wenige Jahre nach den beiden ersten (und bislang einzigen) Atomwaffeneinsätzen durch die USA verfügten sie über eine noch fürchterlichere Waffe: die Wasserstoffbombe. Hier nutzt man die noch gewaltigere Energie, die bei der Verschmelzung leichter Atomkerne (Wasserstoff zu Helium) freigesetzt wird. Um diesen Prozeß überhaupt in Gang zu bringen, braucht man Energiemengen, wie sie mit herkömmlichen Quellen nicht zu erzeugen sind. So bestehen die von Interkontinentalraketen getragenen Sprengköpfe in den amerikanischen und russischen Arsenalen aus zwei „Stufen“: einer Atombombe der ersten Generation, also einer Uranspaltungsbombe, die als Zünder dient, und der eigentlichen Waffe, also der Wasserstoff-Fusionsbombe.

Es sagt übrigens einiges über den geistigen und moralischen Zustand der Menschheit aus, daß die zerstörerische Kraft der Wasserstoffbombe seit gut einem halben Jahrhundert beherrscht wird, man auf die friedliche Nutzung der Fusionsenergie aber wohl noch einige Jahrzehnte wird warten müssen. Die Natur ist uns Menschen da weit voraus: Die lebensspendende Energie der Sonne wird seit Jahrmilliarden aus der Verschmelzung von Wasserstoff- zu Heliumkernen gespeist.

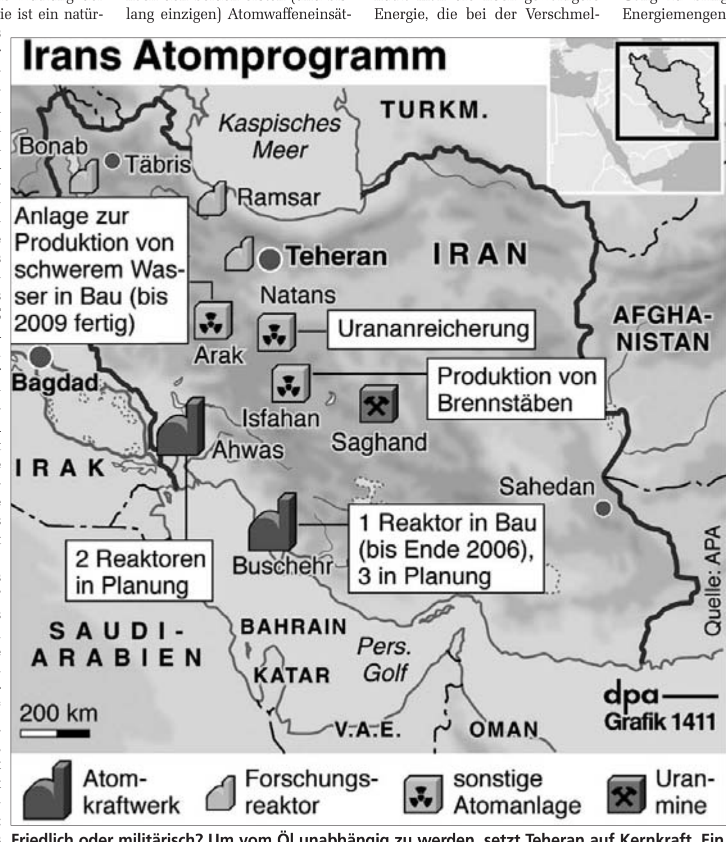
Mit Sicherheit kann man allerdings feststellen: Länder wie der Iran wären überhaupt nicht in der Lage, eine Wasserstoffbombe zu entwickeln. Dies gilt auch für Israel, Pakistan, Indien oder Südafrika, das sich als bislang einziges Land nach Entwicklung einer einsatzbereiten Atombombe freiwillig wieder aus dem Kreis der Nuklearmächte verabschiedet hat.

Der technische, personelle und finanzielle Aufwand ist schon bei der Uranbombe so groß, daß bis heute, über 60 Jahre nach Hiroshima, nicht einmal zehn Staaten diese zweifelhafte Herausforderung bewältigen konnten. Bei der Wasserstoffbombe aber bewegt man sich noch einmal eine Größenordnung darüber.

Hinzu kommt, daß der Iran (und umgekehrt auch Israel) für seine mutmaßlichen politischen und militärischen Ziele keine Wasserstoffbombe bräuchte; eine Uranbombe würde da völlig ausreichen.

So werden sich die internationalen Aktivitäten darauf konzentrieren müssen, Teheran auf eine überprüfbare, ausschließlich friedliche Kernkraftnutzung festzulegen. Wenn die Mullahs die Wahrheit sagen und keine militärische Nutzung anstreben, können sie dies unter Beweis stellen, indem sie internationale Kontrollen weiterhin zulassen. Tun sie dies nicht, setzen sie sich selber dem Verdacht aus, andere Ziele zu verfolgen.

Im übrigen ist die Internationale Atomenergiebehörde in Wien (IAEA), wie sie in vielen anderen Staaten, auch in Deutschland, seit langen Jahren zeigt, durchaus in der Lage, die erforderlichen Kontrollen wirkungsvoll durchzuführen, ohne daß die betreffenden Länder dadurch „ihr Gesicht verlieren“ und Anlaß hätten, sich diskriminiert und gegängelt zu fühlen. Ob nämlich Brennstäbe für Kernkraftwerke hergestellt werden oder hochangereichertes Uran für Atombomben, läßt sich relativ leicht erkennen (Siehe dazu „Die Anzahl der Arbeitsschritte ...“ auf dieser Seite).





Fotos (2): globus, AP

Friedlich oder militärisch? Um vom Öl unabhängig zu werden, setzt Teheran auf Kernkraft. Ein Reaktor ist in Bau, zwei weitere in Planung. Anders als Deutschland will der Iran aber auch die Brennstäbe und das dafür erforderliche angereicherte Uran selbst produzieren – was den Verdacht militärischer Absichten nährt. Dem treten Präsident Ahmadinedschad, Ayatollah Khameni und Atomprogrammchef Aghazadeh (v. r.) energisch, aber wenig überzeugend entgegen.

Die Anzahl der Arbeitsschritte offenbart die Absicht

Das Fatale an Situationen wie der gegenwärtigen im Atomstreit mit dem Iran ist, daß sowohl friedlich genutzte Kernkraftwerke als auch Atombomben denselben Brennstoff benötigen – Uran. Es scheint also zunächst einmal gar nicht so einfach, zu überwachen, wozu ein Land Uran braucht.

Nun, in der Praxis ist das eigentlich doch recht einfach. Denn das Schwermetall Uran ist so, wie es in der Natur vorkommt, weder zur Energieerzeugung noch zur Vernichtung brauchbar. Es besteht zu 99,27 Prozent aus dem stabilen, nicht spaltbaren $Uran^{238}$ und nur zu gut 0,7 Prozent als dem instabilen, spaltbaren (also radioaktiven) U^{235}.

Diese beiden Uranarten – man spricht hier von Isotopen – unterscheiden sich durch die Anzahl von Neutronen in ihren Atomkernen. Beide Isotope haben in ihrem Kern 92 Protonen (elektrisch positiv geladen); dem entsprechend wird der Kern in verschiedenen Abständen (auf sogenannten Schalen) von insgesamt 92 elektrisch negativ geladenen Elektronen umschwirrt.

Die Neutronenzahl im Kern aber beträgt beim U^{235} 143, hingegen beim U^{238} 146. Die Kernladungszahlen (Protonen) und damit die chemischen Eigenschaften sind gleich; die Massenzahlen (Protonen plus Neutronen) und damit die physikalischen Eigenschaften dagegen sind unterschiedlich. Der entscheidende Unterschied ist darin zu sehen, daß das Uranisotop U^{235} durch thermische (langsame) Neutronen spaltbar ist, das U^{238} dagegen nicht.

Um überhaupt einen energiespendenden Spaltprozeß in Gang bringen zu können, muß der Anteil an spaltbarem Material also gegenüber dem natürlichen Zustand deutlich erhöht werden. Diesen Vorgang nennt man Anreicherung. Die heute üblichen Leichtwasserreaktoren brauchen Brennelemente mit einem Anteil von drei bis fünf Prozent $Uran^{235}$. In Forschungsreaktoren (zum Beispiel im nuklearmedizinischen Bereich) sind auch Anreicherungen bis zu zehn Prozent sinnvoll).

Völlig anders sieht es im militärischen Bereich aus. Hier will man ja gerade keinen kontrollierten Ablauf des Spaltprozesses, sondern eine Freisetzung der Spaltenergie auf einen Schlag. Wer eine Atombombe bauen will, muß einen Anreicherungsgrad von 90 Prozent oder deutlich darüber, bis hin zu etwa 97 Prozent Spaltmaterial erzielen.

Beginnen wir noch einmal bei „Mutter Natur“. Man baut Uranerz ab, bereitet es auf und hat nun eine Probe von beispielsweise 1.000 Uranatomen. Darunter sind nur sieben verwertbare $Uran^{235}$-Isotope. Chemisch unterscheiden die beiden Arten sich nicht; sie können also auch nicht mit chemischen Mitteln getrennt werden, sondern nur mit physikalischen.

Dabei macht man sich den geringfügigen Unterschied bei der Kernmasse zunutze; das begehrte U^{235} ist ja um drei Neutronen „leichter“! Seit den 40er Jahren werden zwei Verfahren industriell angewandt: Diffusion und Zentrifugen. Anreichung mit Hilfe von Laserbeschuß wird derzeit nur zu Forschungszwecken angewandt; eine sinnvolle industrielle Nutzung dieses Verfahrens ist noch nicht in Sicht.

Erst wenn sich der Ausgangsstoff in gasförmigem Zustand befindet, ist eine physikalische Trennung der beiden Isotope überhaupt sinnvoll, da sonst die Teilchengeschwindigkeiten nicht hoch genug sind. Man stellt also zunächst die Verbindung Uranhexafluorid (UF_6) her, bei der an einem Uranatom sechs Fluoratome andocken. Fluor ist ein äußerst stabiles Element; es gibt nur ein einziges Isotop mit der Massenzahl 19.

Nun hat man ein Gemisch aus 99,3 Prozent „schwerem“ und lediglich 0,7 Prozent „leichtem“ Uranhexafluorid. Die wenigen Moleküle mit einem U^{235}-Kern sind aber um nur 0,85 Prozent „leichter“ als die anderen. Diese winzige Massendifferenz muß ausreichen, um eine Trennung und Anreicherung zu erzielen.

Beim Diffusionsverfahren wird das UF_6-Gas unter hohem Druck in eine Zelle mit einer Membran gedrückt. Dabei wandern die etwas leichteren Moleküle mit U^{235} etwas schneller durch die Membran, an deren Rückseite man eine gringfügig höher angereicherte Mischung abnehmen kann. Diese muß erneut komprimiert und wieder heruntergekühlt werden, bevor man sie dem nächsten Diffusionsvorgang zuführen kann.

Bei diesem Verfahren ist der sogenannte Trennfaktor, um den das Urangemisch in einem einzigen Arbeitsvorgang angereichert wird, mit nur 1,004 äußerst gering. Um Brennelemente für einen Leichtwasserreaktor zu gewinnen, muß man das Uranhexafluorid 1200 bis 1400 mal durch solche Membranen pressen. Für hochangereichertes, kernwaffentaugliches Material vervielfacht sich die Zahl der Diffusionsschritte noch erheblich. Die Methode ist zudem sehr energieaufwendig. So haben die Franzosen für ihre Anreicherungsanlage im Rhônetal eigens einen AKW-Block mit 915 Megawatt elektrischer Leistung errichtet. Allgemein rechnet man damit, daß eine Diffusionsanlage etwa vier bis fünf Prozent der später aus dem angereicherten Uran erzeugbaren Energie verbraucht.

Mehr und mehr Länder, so auch der Iran, gehen inzwischen zum Verfahren der Gaszentrifuge über. Hier wird gasförmiges UF_6 in einen Zylinder gegeben, der mit hoher Geschwindigkeit rotiert. Durch die Fliehkraft (Zentrifugalkraft) werden die etwas schwereren Moleküle stärker nach außen gedrückt. Der Anreicherungsfaktor ist mit 1,18 deutlich günstiger als bei der Diffusion. Damit kommt man mit weitaus weniger Arbeitsschritten aus; auch ist der Energieverbrauch spürbar niedriger.

Für beide Verfahren aber gilt: Da man sehr genau weiß, wie viele Trennschritte erforderlich sind, um hochangereichertes Uran für eine Atombombe zu erzeugen, ließe sich eine rein friedliche Nutzung der Kernenergie auch relativ einfach belegen und überwachen.

Hüter über die steinernen Zeugen

Der Ende Dezember verstorbene Publizist, Politiker und *PAZ*-Autor Uwe Greve hat kurz vor seinem Tode eine Festschrift zum 75. Geburtstag Ferdinand von Bismarcks herausgegeben, in der insgesamt 26 Autoren von Rang einen literarisch-zeitgeschichtlichen Bogen spannen vom Reichskanzler Otto von Bismarck bis hin zum politischen Wirken seines Urenkels. Aus dem umfangreichen Werk, das auch über den Preußischen Mediendienst zu beziehen ist, veröffentlichen wir das Geleitwort, das der Autor dieser Zeitung noch persönlich zur Verfügung gestellt hat.



Foto: rtn

Engagiertes Paar: Ferdinand Fürst von Bismarck und seine Ehefrau Elisabeth

Von Uwe Greve

Ferdinand Fürst von Bismarck hat Ende 2005 sein 75. Lebensjahr vollendet. Dieses Buch ist ein gemeinsames Geschenk zahlreicher Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben, gedacht als Würdigung seiner Lebensleistung und Ehrung eines Mannes zu seinem Geburtstag, der sich nie dem Zeitgeist unterordnete, und dessen Liebenswürdigkeit, Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft vielen Freunden in bester Erinnerung sind.

Wer ist der Jubilar? Ferdinand Fürst von Bismarck wurde am 22. November 1930 als Sohn Otto Fürst von Bismarcks, dem Enkel des Reichskanzlers, in London geboren. Seine Mutter war die Tochter des bekannten schwedischen Architekten Professor Tengbom. Sein Vater verstarb 1975, die Mutter im Jahr 1999. Ferdinand von Bismarck – damals noch Graf – wuchs zunächst in London auf, wo sein Vater als Botschaftsrat bis zum Jahre 1936 tätig war. Anschließend verbrachte er zwei Jahre in Berlin. Dann ging die Familie nach Rom, wo sein Vater bei der Botschaft als Gesandter akkreditiert war. Hier besuchte er die deutsche Schule. 1943 wurde der junge Ferdinand nach Stockholm zu Verwandten entsandt, wo er zunächst die deutsche, anschließend eine schwedische Schule besuchte.

1947 bis 1950 verbrachte Ferdinand von Bismarck in der Internatsschule Schloß Salem am Bodensee, die er mit dem Abitur verließ. Er reiste nach Brasilien und arbeitete auf einer großen Kaffeefarm, die einem Freund seines Vaters gehörte. Später war er bei der deutsch-brasilianischen Handelskammer in Sao Paulo beschäftigt. Das Studium der Jurisprudenz nahm er 1952 in Freiburg im Breisgau auf, schloß es 1956 mit dem Referendarexamen ab, absolvierte die Referendarausbildung in Norddeutschland und bestand das Assessorexamen im Jahr 1960. Im selben Jahr heiratete Ferdinand von Bismarck Elisabeth Gräfin Lippens aus Belgien. Dieser Ehe entsprossen vier Kinder: Carl-Eduard, Gottfried, Gregor und Vanessa.

Von 1962 bis 1967 war Ferdinand von Bismarck als Oberregierungsrat bei der EWG-Kommission in Brüssel unter Professor

Für die Erneuerung Deutschlands durch konservativen Geist

Hallstein tätig, zunächst in der Abteilung Auswärtige Beziehungen, später im Exekutiv-Sekretariat der Kommission. 1967 verließ er die EWG und eröffnete eine Anwaltspraxis in Hamburg, die er heute von Friedrichsruh aus leitet. Daneben kümmert sich Ferdinand von Bismarck – er trägt den Titel Fürst seit dem Tode seines Vaters – um die Verwaltung des Forstbetriebes Sachsenwald sowie der sonstigen Nebenbetriebe. Gleichzeitig führte er einige Immobilienprojekte insbesondere in Spanien, Monte Carlo und in den Vereinigten Staaten durch. Zuletzt beteiligte er sich am Golf- und Country-Club Seddiner See südlich von Potsdam zusammen mit der Hypo-Bank.

Ferdinand Fürst von Bismarck ist seit 30 Jahren Mitglied der CDU und war zeitweilig Vorsitzender des Ortsverbandes in Aumühle. Sein ältester Sohn Carl-Eduard (Calle) ist nach der Landtagswahl 2005 in Schleswig-Holstein an die Stelle von Peter Harry Carstensen für die CDU in den Bundestag nachgerückt. Bei den Bundestagswahlen vom 18. September 2005 errang er das Direktmandat des Wahlkreises Herzogtum Lauenburg / Stormarn Süd.

Seit ihrer Gründung im Jahr 1997 ist Fürst von Bismarck auch im Kuratorium der Otto-von-Bismarck-Stiftung, die der Bund per Errichtungsgesetz vom 23. Oktober 1997 ins Leben gerufen hat. Außerdem ist er Schirmherr des Bismarckbundes e. V. und des Bismarckordens sowie Vorsitzender des Beirats der Stiftung Herzogtum Lauenburg.

An sportlichen Aktivitäten ist Ferdinand von Bismarck dem Tennissport zugeneigt, in letzter Zeit auch dem Golfsport. Er reitet gern, läuft Ski und segelt.

Ferdinand von Bismarck hat immer – auch in schwierigen Zeiten – zum Bismarckbund e. V. und zum Bismarckorden gestanden. Viele Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Verteidigung und Kultur erhielten aus seiner Hand für ihr Festhalten am Ziel der deutschen Einheit und nach 1990 für die Förderung des Zusammenschlusses der beiden deutschen Staaten Bismarck-Medaillen als hochgeachtete Auszeichnung. Im Bismarckorden sammeln sich die Getreuesten der Getreuen. Sie arbeiten, wie alle Mitglieder des Bismarckbundes daran, in Deutschland wieder ein Geschichtsbewußtsein zu schaffen, das sich nicht allein mit der verfehlten Epoche des Dritten Reiches beschäftigt, sondern die zahlreichen positiven Gestalten und Epochen der deutschen Geschichte als Anknüpfungspunkt für die Gegenwart in den Mittelpunkt stellt.

In seinen beiden Büchern „Anmerkungen eines Patrioten" (1998) und „Setzen wir Deutschland wieder in den Sattel" (2004) hat Ferdinand von Bismarck bedeutende Impulse für die Erneuerung Deutschlands gegeben. Seine Vorschläge, gewachsen aus konservativem Geist, historischen Erfahrungswerten und geschultem Weitblick in die Welt von morgen, können gerade in unserer Zeit des politischen Umbruchs in Deutschland für eine neue deutsche Staatsführung so manchen richtigen Fingerzeig geben.

In der „Welt am Sonntag" und in der *Preußischen Allgemeinen Zeitung*, früher *Ostpreußenblatt*, schrieb er so manchen Artikel zum Verständnis und zur Verteidigung seines Urgroßvaters, insbesondere gegen die durch nichts belegbare, aber weitverbreitete polemische These, der Reichsgründer sei einer der Wegbereiter Adolf Hitlers gewesen. Wie seine Gattin Elisabeth hatte er immer wieder den Mut, in Leserbriefen ein vernünftiges deutsches Nationalbewußtsein anzumahnen.

Und für ihn ist es selbstverständlich, daß er sich, nachdem der Nachlaß seines Urgroßvaters Otto von Bismarck in einer staatlichen Stiftung gepflegt wird, ständig um die vielen Bismarck-Denkmäler, Bismarcksäulen, -türme und -brunnen kümmert. Wir finden sie vom Rhein bis nach Ostpreußen, von Schleswig-Holstein bis Bayern. Eine gelungene Restaurierung oder Neuaufstellung wird oft in Anwesenheit von Ferdinand von Bismarck mit einer Feierstunde gewürdigt. Wie zum Beispiel in Bad Wildbad, wo Bismarckordensbruder Herbert Richter 2005 das Bismarckdenkmal wieder zum Leben erweckte.

Bei rund 1000 solcher Monumente eine zeitraubende Aufgabe. Und ebenso selbstverständlich erhält er für die Nachwelt das Bismarck-Museum und Otto von Bismarcks Grabkapelle in Friedrichsruh.

Alle die dieses Buch geschrieben haben sowie alle weiteren Gratulanten wünschen Ferdinand Fürst von Bismarck alles erdenkliche Gute – Gesundheit, Schaffenskraft, Freude mit seiner Familie und am Leben – und dies für sehr viele, viele weitere Jahre!

Wenig Licht und wunderbarer Glanz

Schon jetzt sind erste Ausstellungen zum 400. Geburtstag von Rembrandt in den Niederlanden zu sehen

Von Silke Osman

Zum 400. Geburtstag des großen niederländischen Malers Rembrandt van Rijn (1606–1669) finden an vielen Orten Ausstellungen statt – von Rembrandts Bibelverständnis bis hin zu seiner Mutter bleibt kein Aspekt unbeleuchtet. Sogar ein Musical ist dem großen Meister gewidmet. Henk Poort, der die Titelrolle übernommen hat, will vor allem das Rebellische des

Die Niederlande feiern einen ihrer größten Künstler

Malers hervorheben. Dem Künstlerischen widmen sich die diversen Ausstellungen, die nicht nur in Leiden, wo Rembrandt das Licht der Welt erblickte, und Amsterdam, wo er seine größten Erfolge feierte, aber auch Niederlagen erlitt, zu sehen sind (siehe Kasten unten).

Zwei niederländische Maler sind es, wenn auch aus unterschiedlichen Jahrhunderten stammend, die immer wieder in den Schlagzeilen der Weltpresse auftauchen. Der eine, Vincent van Gogh, erzielt heute, mehr als 100 Jahre nach seinem Tod, astronomische Preise auf Auktionen,

Ist der »Mann mit dem Goldhelm« nun weniger bedeutend?

während das ebenfalls unbezahlbare Werk des anderen, Harmensz van Rijn, besser bekannt als Rembrandt, Opfer von Attentätern oder gar als nicht von ihm stammend entlarvt wird. So wurde der legendäre „Mann mit dem Goldhelm“, von Wissenschaftlern in Berlin untersucht und seines illustren Namens beraubt. Nunmehr gilt er „nur“ noch als aus dem Kreis um Rembrandt stammend. Ist er deshalb weniger bedeutend?

Immer wieder stoßen Experten auf angebliche Werke von Rembrandt – in Amsterdam, in Kassel, New York und Den Haag. „Der ‚Mann mit dem Goldhelm‘ befindet sich also in guter Gesellschaft“, las man damals im „Rheinischen Merkur“. Und: „Eines Tages erleidet sein Maler noch das Schicksal Shakespeares, von dem besonders wohlmeinende Kenner behaupteten, er habe nie existiert.“

Eine Parallele zu Shakespeare, wenn auch ganz anderer Art, sieht im Jahr 1906 ein damals 22jähriger Journalist und Schriftsteller – der spätere erste deutsche Bundespräsident Theodor Heuss. In einem Essay schreibt Heuss über den holländischen Meister, den er an den Beginn einer spezifisch nordischen, protestantischen, bürgerlichen Kunst setzt: „Bei Rembrandt liegt es genau wie bei Shakespeare: es ist unmöglich und eine Versündigung gegen das Genie, will man ihn oder sein Werk auf eine Formel bringen. Das Wesentliche, was er schafft, ist im tiefsten Sinne Emanation seines Lebens und seiner Persönlichkeit, und dieses Leben heißt: schaffen, grübeln, wachsen, verwerfen und gewinnen, diese Persönlichkeit hält ungemessene Steigerungen eines großen Temperaments umschlossen. Alles fließt. Deshalb betont auch die Literatur bei keinem Künstler so stark wie bei Rembrandt den Zusammenhang von Arbeit und Lebensschicksal ...“



Rembrandt: Selbstbildnis mit Saskia (Öl auf Leinwand, um 1636; im Besitz der Gemäldegalerie Alte Meister, Dresden) Foto: pa

Geboren am 15. Juli 1606, vor nunmehr 400 Jahren, im niederländischen Leiden als Sohn eines Müllers, wächst Harmensz van Rijn in einer Zeit auf, die geprägt ist vom Freiheitskampf seiner Heimat gegen das sie unterjochende Spanien. Eine neue, eine bürgerliche Kultur entsteht, Kaufleute und wohlhabende Bürger werden zu Mäzenen der Kunst. Der Junge besucht eine Lateinschule und wechselt schon früh, wie es damals Brauch war, zur Universität über.

Seine Eltern erkennen jedoch bald die Begabung des Jungen und lassen ihn bei den Malern van Swanenburg und Pieter Lastmann ausbilden. Bei Swanenburg begegnete Rembrandt übrigens der Kunst, Motive durch Licht- und Schatteneffekte eindrucksvoll zu gestalten. Gemeinsam mit Jan Lievens unterhält er in Leiden schließlich eine Werkstatt, bis er 1631 seine Vaterstadt verläßt und sich in Amsterdam niederläßt.

Durch mangelnde Weitsicht gerät Rembrandt nach dem Tod seiner Frau Saskia in finanzielle Bedrängnis

Rasch steigt sein Ansehen in der Kunstwelt, nicht zuletzt durch Porträtaufträge, die er zur Zufriedenheit ausführt. 1634 heiratet er die Bürgermeistertochter Saskia van Uylenburgh.

Zahlreiche Selbstporträts und Bildnisse seiner jungen Frau fallen in diese Zeit, die vom Erfolg geprägt ist. Diese heitere Stimmung schlägt sich denn auch in seinen Werken nieder, die in „ihrer aufgehellten Farbigkeit wie im kraftgeschwellten Duktus ihrer Pinselführung“ auffallen.

1642 jedoch stirbt Saskia nach der Geburt des Sohnes Titus, Rembrandt vereinsamt. Im gleichen Jahr malt er die berühmt gewordene „Nachtwache“. Die Schützengilde hat es in Auftrag gegeben, ist jedoch gar nicht begeistert von der Interpretation des Meisters. Rembrandts Aufträge gehen zurück. Ist sein Stern im Sinken begriffen?

Der Künstler wendet sich schließlich in dieser Zeit vor allem biblischen Themen zu. Seine Schaffenskraft ist keineswegs gelähmt. Und doch gerät er durch mangelnde Weitsicht in finanzielle Bedrängnis; sein Haus mitsamt den kostbaren Sammlungen wird zwangsversteigert. Hendrikje Stoffels, die Lebensgefährtin, und Sohn Titus helfen, die Not zu lindern; sie gründen eine Kunsthandlung, in der Rembrandt offiziell Beschäftigung erhält. Als dann Hendrikje (1663) und Titus (1666) sterben, ist die Not wieder groß. Bis zu seinem Tod am 4. Oktober 1669 lebt der Meister in ärmlichen Verhältnissen und wird in aller Stille in der Amsterdamer Westerkerk beigesetzt. – Fast zwei Jahrhunderte später erst wird ihm in Amsterdam ein Denkmal gesetzt.

Ist ihm diese Ehrung auch erst spät zuteil geworden, die Kunstwelt des Abendlandes hat sich immer wieder mit Rembrandt und seinem Werk auseinandergesetzt. Die Spannbreite reichte von tiefer Verehrung bis zur harten Kritik. Agnes Miegel, die große Dichterin aus Königsberg, widmete ihm 1907 eine Ballade: „Am schiefen kleinen Fenster eines schmalen, / Engbrüstigen Hauses in der Prinzengracht / Malt Rembrandt bei des Winterabends Strahlen, / Der draußen Mast und Segel rot entfacht, / Mit welker Hand, die leise von des Weines / Verrat bebt, im zerfetzten Pelz, bestaubt / Und grau wie sein wirres Haar, an eines / weißblonden Engels zartem Kinderhaupt ... Weit vorgebückt / Sieht Rembrandt auf des Lichtes Märchentrug. / Sein Antitz leuchtet kindlich, jäh entzückt, / Er fühlt verjüngt die greisen Adern klopfen. / Er atmet auf, dehnt die erschlafften Glieder / Und pfeift. Aus den verschwollnen Augen tropfen / Langsam und heiß zwei große Tränen nieder.“

Im gleichen Jahr 1907 schreibt Lovis Corinth, Maler aus Tapiau, an seine Frau Charlotte nach Berlin von einem Besuch in Darmstadt, wo er eines seiner Bilder („Trifoleum“ im Landesmuseum) wiedersehen wollte: „Ein prachtvoller Rembrandt ist da. Es ist schon zu gemein, wie viele schöne Sachen es gibt ...“ Corinth fühlte sich schon

Seine Werke wurden von Malern wie Corinth bewundert

früh angezogen von den Werken der großen Niederländer, von Frans Hals und von Rembrandt. Mit seinem Vater war er vermutlich bereits 1884 von Antwerpen aus in Amsterdam. Gute vier Jahrzehnte später zog es den Ostpreußen, in dessen Werk so viele Parallelen zu Rembrandts Schaffen zu finden sind, wieder nach Amsterdam. Es sollte seine letzte Reise sein, zu der er im Juni 1925 mit einem ehemaligen Schüler aufbrach. In Amsterdam erkrankte Corinth schwer; auf Empfehlung des Arztes ging seine Frau mit ihm nach Zandvoort an die Ostseeküste. Dort starb Corinth am 17. Juli 1925. Zuvor aber hatte

»Keiner von den Rindsviechern hat sie erkannt ...«

er noch die Werke seiner geliebten niederländischen Meister sehen können. Er schrieb an Charlotte nach Berlin: „Amsterdam ist recht interessant, aber teuer. Es gipfelt natürlich in Rembrandt. Das sind freilich Bilder, die bewundernswert sind. Es ist doch erstaunlich, daß keiner von den Rindsviechern sie damals erkannt hat ...“

Rembrandts Bilder zeichneten sich durch einen besonderen Stil aus, indem er nur wenig Licht zulasse und diesem wenigen einen wunderbaren Glanz verleihe, sagte Sir Joshua Reynolds 1781. Seine Bilder hätten Ähnlichkeit mit Akkorden großer Musik, hat ein anderer Kunstkenner einmal für sich festgestellt. "Die Dinge nehmen eine neue Färbung und Bedeutung an, nicht weil sie sich verändert haben, sondern weil in unserem eigenen Innern ein neues Organ aufgeschlossen wurde." Vielleicht bringen die einzigartigen Werke Rembrandts gerade in diesem besonderen Jahr in den Menschen wieder etwas zum Klingen; das ließe hoffen ...

Begegnungen mit einem großen Meister – Ausstellungen und Aufführungen im Rembrandt-Jahr

Amsterdam: Alle Rembrandts. Aus der Sammlung des Rijksmuseums werden alle Rembrandt-Gemälde gezeigt. Rijksmuseum, vom 26. Januar bis 19. Februar.

Kopenhagen: Rembrandt? Der Meister und seine Werkstatt. Große Schau mit Gemälden, Druckgrafiken und Zeichnungen sowie Arbeiten von seinen Schülern und Künstlerkollegen. Statens Museum for Kunst, vom 4. Februar bis 14. Mai.

Amsterdam: Rembrandt – Caravaggio. Das Rijksmuseum und das Van Gogh Museum präsentieren 25 monumentale Gemälde dieser beiden Genies des Barock aus dem 17. Jahrhundert. Parallel dazu „Van Gogh und Rembrandt“ mit 25 Gemälden, Zeichnungen und Briefen. Van Gogh Museum, vom 24. Februar bis 18. Juni.

Amsterdam: Wirklich Rembrandt? Die Ausstellung versammelt zum ersten Mal Werke, die ursprünglich Rembrandt zugeordnet waren, deren Echtheit allerdings im Laufe der Jahre angezweifelt wurde. Rijksmuseum, vom 9. März bis 24. Mai.

Amsterdam: Rembrandt – Ein Genie auf der Suche. Wie befreite sich der Maler aus der tiefen Krise nach dem Tod seiner Frau Saskia? Museum Het Rembrandthuis, Jodenbreestraat, vom 1. April bis 2. Juli; anschließend in erweiterter Form vom 4. August in der Berliner Gemäldegalerie.

Kassel: Rembrandts Landschaften. Die weniger bekannten Landschaftsgemälde werden zusammen mit Arbeiten seiner Schüler präsentiert. Zweite Station: Stedelijk Museum De Lakenhal, Leiden (6. Oktober bis 7. Januar 2007), Schloß Wilhelmshöhe, Gemäldegalerie Alte Meister, vom 23. Juni bis 17. September.

Den Haag: Ein Sommer mit Rembrandt. Zehn Meisterwerke des Malers, darunter die restaurierten Gemälde „Loblied von Simeon“ (1631), „Homer diktiert seine Verse“ (1663) sowie das Selbstporträt aus seinem Todesjahr 1669. Mauritshuis, vom 26. Juni bis 18. September.

Amsterdam: Alle Zeichnungen Teil 1: Der Erzähler. Im ersten Teil der Ausstellung werden rund 30 Zeichnungen des niederländischen Meisters aus der Sammlung präsentiert. Der zweite Teil der Schau „Der Beobachter“ ist vom 14. Oktober bis zum 31. Dezember zu sehen. Rijksmuseum, vom 11. August bis zum 11. Oktober.

Amsterdam: Rembrandt und die Bibel. 70 Kupferstiche mit biblischen Szenen. Zudem können die zusätzlich digitalisierten Stiche bis ins kleinste Detail betrachtet werden. Bijbles Museum, vom 15. September bis 10. Dezember.

Paris: Rembrandt. Die schönsten Zeichnungen aus französischen Sammlungen. Louvre, vom 17. November bis 15. Februar 2007.

Leiden: Rembrandts Mutter – Mythos und Wirklichkeit. Ausstellung rund um das Gemälde der lesenden alten Frau, die lange Zeit als Mutter des Meisters gedeutet wurde, jedoch als Verkörperung des tugendhaften Alters gemalt wurde. Stedelijk Museum De Lakenhal, vom 16. Dezember bis 19. März 2007.

Amsterdam: Nightwatching, eine theatrale Installation mit Bild und Ton des britischen Filmemachers Peter Greenaway. Der 1942 geborene Künstler hat sich von Rembrandts wohl berühmtesten Gemälde „Nachtwache“ inspirieren lassen. Zu sehen im Rijksmuseum, vom 2. Juni bis 6. August.

Amsterdam: Rembrandt – Das Musical. Musik Jeroen Englebert, die Titelrolle spielt Henk Poort. Premiere am 15. Juli im Königlichen Theater Carré.

Weitere Informationen finden sich auch unter www.rembrandt400.com

Er zählte zur Avantgarde seiner Zeit

Auf der Darmstädter Mathildenhöhe würdigt eine Ausstellung das Schaffen des Malers Ludwig von Hofmann

In dem Ausstellungsgebäude Mathildenhöhe in Darmstadt wird gegenwärtig eine ambitionierte Ausstellung zu dem 1861 in Darmstadt geborenen Maler und Graphiker Ludwig von Hofmann gezeigt. Der zu Unrecht weitgehend in Vergessenheit geratene Ludwig von Hofmann zählt zu einem der bedeutendsten Künstler der Jahrhundertwende.

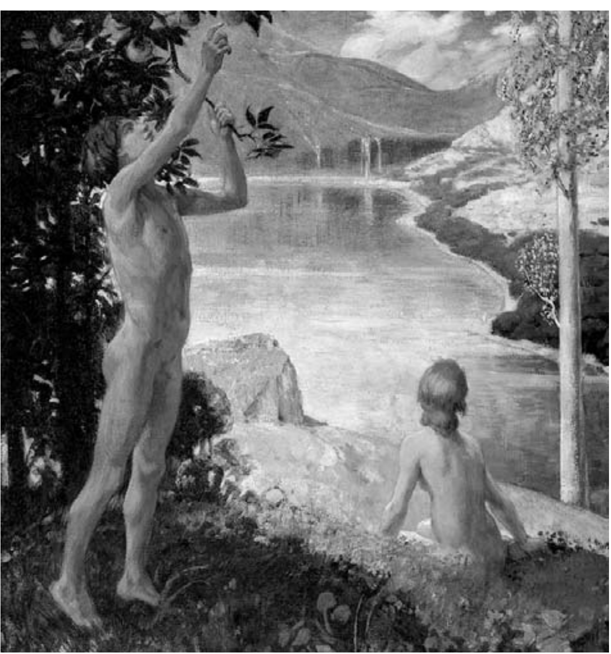
Seine Bilder von Landschaften arkadischer Schönheit zeugen von einer idealisierten Naturdarstel-

Das Thema der Idylle durchzieht sein ganzes Werk

lung und einem paradiesisch-harmonischen Miteinander von Natur und Mensch. Das Thema der Idylle durchzieht sein gesamtes Werk, immer wieder greift er auf diesen arkadischen Bildtopos zurück, wie ihn Kunst und Literatur seit der Antike überliefern.

In seinen arkadisch-bukolischen Landschaften bewegen sich Menschen immer im Zusammenspiel mit der Natur. Immer wiederkehrende Bildmotive in seinem Werk sind Darstellungen von Badenden, frühlingshaften Landschaften, von Nacktheit, von tanzenden Frauen, von Jünglingen und Pferden. Besonders der freie Tanz ist für ihn Ausdruck von Rückbesinnung auf die Natur, da die Bewegungen aus der Körpermitte entstehen und Zeichen innerer seelischer Befindlichkeiten sind.

Mit der Revolution des Tanzes um die Jahrhundertwende wurde durch bekannte Tänzerinnen wie Isadora Duncan oder Ruth St. Denis, die Hofmann Modell stand, ein neues Bewegungsverständnis etabliert, welches in der von Rhythmus und Bewegung geprägten Kunst Hofmanns seine Vollendung fand. Die modern-avantgardistischen Züge in Hofmanns Kunst, seine von sexuellen Klischees befreite Schönheit der Landschaft und seine Körperauffassung erregten immer wieder großes Aufsehen.


Foto: Museum

Ludwig von Hofmann: Idyll (Öl auf Rupfen, 1896, Sammlung Sander)

Ludwig von Hofmann stand in regem Kontakt mit zahlreichen Geistesgrößen seiner Zeit, mit Gerhart Hauptmann, für den er zahlreiche seiner Werke illustrierte und mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verband, oder mit Hugo von Hofmannsthal, mit Harry Graf Kessler, Henry van de Velde oder Edvard Munch, um nur einige zu nennen. – Hofmann begann seine künstlerische Ausbildung 1883 an der Akademie der bildenden Künste in Dresden, seine Studien setzte er fort an der Karlsruher Kunstakademie.

Im Frühjahr 1889 brach er nach Paris auf, um an der berühmten Académie Julian zu studieren und die französische Kunst vor Ort kennenzulernen. In dieser Zeit begann er, sich verstärkt mit antiken Körperbildern und Idyllendarstellungen zu beschäftigen. Im Jahr 1890 ließ er sich in Berlin nieder, wo er zur künstlerischen Avantgarde zählte, als Mitglied der „Gruppe der Elf“ und seit 1898 in der Berliner Sezession setzte er sich für die sezessionistische Moderne ein und hat hiermit einen entscheidenden Beitrag zur Reformierung des Kunstlebens geleistet. Er unternahm zahlreiche Reisen nach Italien (zwischen 1894 und 1901 wurde Rom seine zweite Heimat), in die Schweiz oder 1907 zusammen mit Gerhart Hauptmann nach Griechenland.

Von 1903 bis 1916 wirkte Hofmann als Dozent an der Großherzoglichen Kunstschule in Weimar, wo unter anderen Hans Arp und Ivo Hauptmann zu seinen Schülern zählten. Dort knüpfte er um Harry Graf Kessler und dessen kosmopolitischen Kreis zahlreiche Kontakte zu Künstlern, Dichtern, Politikern und Musikern. Ausgehend vom Weimarer Nietzsche-Archiv versuchte Kessler zusammen mit Henry van de Velde und Hofmann, ein „Neues Weimar“ einzurichten sowie Kunst und Lebenspraxis in einen engeren Kontext zu stellen. In diesem Versuch eines Reformprojek-

Hofmann versuchte mit Kessler und van de Velde ein »neues Weimar« zu schaffen

tes kommt Hofmann eine entscheidende Rolle zu.

1916 ging Ludwig von Hofmann nach Dresden, um zwischen 1916 und 1931 Monumentalmalerei an der Kunstakademie zu lehren. Am 23. August 1945 starb Ludwig von Hofmann schließlich in Dresden.

Die Ausstellung zeigt an ausgewählten Arbeiten wie Gemälden, Handzeichnungen und Pastellen, Graphiken und Buchillustrationen, Arbeiten für das Theater und der angewandten Kunst sowie seinen Entwürfen für Wandbilder den künstlerischen Werdegang Ludwig von Hofmanns und seine Stellung im Kunstleben von der Jahrhundertwende bis heute. *cf*

Die Ausstellung im Gebäude am Sabaisplatz 1 ist dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr geöffnet, montags geschlossen, Katalog an der Kasse 49 Euro, anschließend im Versand 66 Euro, Eintritt 7 / 5 Euro.

»Unbeschreibliches Schauspiel«

Die Geschichte des Deutschen Kapitols in Rom fasziniert nicht nur Historiker

Von SILKE OSMAN

Ein Felsen mitten in Rom schrieb einst preußische Geschichte. Zuvor jedoch war er in der Antike als Hinrichtungsstätte genutzt worden, indem man die Delinquenten kurzerhand in den Abgrund stürzte. Zu Zeiten des deutschen Gelehrten Ferdinand Gregorovius sah dieser grausige Ort allerdings romantischer aus. Er beschrieb den Tarpejischen Felsen als einen „Berg mit zahlreichen Ruinen von Säulen, Portiken und Mauern zwischen Weingärten, kleinen Häusern und einigen engen Gassen“, die „ein unbeschreibliches Schauspiel der Versunkenheit“ darboten.

Man schrieb den 2. Oktober 1852, als der Neidenburger, der sich selbst als einen historische Studien treibenden Schriftsteller sah, seinen Fuß auf römischen Boden setzte. Heute erinnert eine Gedenktafel an seinem Wohnhaus in der Via Gregoriana an den Ostpreußen und Verfasser der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“. Aus Enttäuschung über die gescheiterte 1848er Revolution in seiner Heimat und um seinen Freund, den Maler Ludwig Bornträger, in Italien zu besuchen, hatte sich Gregorovius am 2. April 1852 auf den Weg gemacht. Bornträger allerdings war drei Tage später in Pisa gestorben, und so ging Gregorovius zunächst nach Korsika. – „Korsika“, so der Ostpreuße in seinen Tagebuchaufzeichnungen, „entriß mich meinen Bekümmernissen, es reinigte und stärkte mein Gemüt; es befreite mich durch die erste Arbeit, deren Stoff ich der großen Natur und dem Leben selbst abgewonnen hatte, es hat mir dann den festen Boden unter die Füße gestellt ...“ Als Ferdinand Gregorovius dann am 2. Oktober 1852 („4 1/2 nachmittags“) Rom erreichte und im Hotel Cesari am Corso abstieg, führte ihn sein erster Weg auf das Kapitol und auf das Forum – „noch spät ins Kolosseum, darüber der Mond stand. Worte habe ich nicht zu sagen, was da alles auf mich einstürmte ...“ Nahezu auf den Tag genau zwei Jahre später traf der Ostpreuße einen folgenschweren Entschluß: „Ich beabsichtigte, die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter zu schreiben ... Ich faßte den Gedanken dazu, ergriffen vom Anblick der Stadt, wie sich dieselbe von der Inselbrücke S. Bartolomeo darstellt. Ich muß etwas Großes unternehmen, was meinem Leben Inhalt gäbe. Den Plan teilte



ich dem Dr. Braun mit, dem Sekretär des Archäologischen Instituts. Er wurde aufmerksam und sagte dann: ‚Dies ist ein Versuch, an dem jeder scheitern muß‘.“

Zwei Jahrzehnte später war diese Arbeit abgeschlossen. Vom Vatikan allerdings wurde sie nicht begeistert aufgenommen, sondern vielmehr auf den Index gesetzt – „ein Pfeil, weniger gegen mich als gegen Preußen“, wie Gregorovius bemerkte. „Ich bedachte alle meine Mühen, meine Leiden und Freuden, meine große Leidenschaft, was alles ich in mein Werk versenkt hatte, und ich pries die guten Genien, welche über mir gewacht zu haben schienen, daß ich es ungestört vollendete ...“ Die Krönung dieser Arbeit schließlich war die Verleihung der Ehrenbürgerwürde der Stadt Rom im Jahr 1876 – an einen Deutschen und Protestanten, in damaliger Zeit schon eine kleine Sensation.

Doch zurück zu dem Ausgangspunkt der Geschichte, zurück zum Tarpejischen Felsen. Für jeden humanistisch Gebildeten ist dieser Felsen „ein Symbol für Verrat, Sturz, Fall und Ende“, schreibt Golo Maurer in seinem bei Schnell & Steiner, Regensburg, erschienenen Buch **Preußen am Tarpejischen Felsen – Chronik eines absehbaren Sturzes. Die Geschichte des Deutschen Kapitols in Rom 1817–1918** (320 Seiten mit zahlr. sw Abb., gebunden, 39,90 Euro). Und ausgerechnet im Palazzo Caffarelli, der sich auf dem geschichtsträchtigen Felsen befand, errichtete Preußen seine Gesandschaft in Rom. Maurer: „Das erstarkende Preußen sowie das zur Weltmacht aufsteigende Deutsche Reich hätten in der geschichtlichen Topographie Roms für seine diplomatischen und kulturellen Vertretungen keine prekärere Stelle finden können.“ 1854 von König Friedrich Wilhelm IV. gekauft, wurde das Gebäude 1918 durch Dekret der italienischen Regierung enteignet. Nach Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen 1920 erhielt Deutschland vier Jahre später das Eigentumsrecht am Palazzo Caffarelli wieder zurück; 1925 allerdings wurde er schließlich verkauft. Heute ist die Villa Almone „in einem schmalen, von breiten Schnellstraßen bestrichenen Gartengrundstück“ Residenz des deutschen Botschafters in Rom.

Maurer beschreibt in seinem Buch die spannende Geschichte der Beziehungen zwischen Preußen und Italien, eine 100jährige Geschichte, die keineswegs frei war von Spannungen und Auseinandersetzungen. Mit der Ortswahl habe Preußen durchaus den Nerv der Zeit getroffen, so Maurer, war man doch im 19. Jahrhundert bestrebt, „die eigene Existenz durch immer plakativere, immer ekklektischer zusammengesuchte, historische Reminiszenzen darzustellen. Ein erzhistorisches und dazu noch so schauriges Requisit wie der Tarpejische Felsen bediente obendrein das lustvolle Interesse, welches die gebildeten Stände seit dem späten 18. Jahrhundert an ihren sicheren Schreibtischen und Staffeleien für die Abgründe von Mensch, Natur und Geschichte entwickelten. So ist es kein Wunder, daß der Tarpejische Felsen, wo die gefallenen Helden des antiken Rom in den Tod gestürzt wurden, als eine Art antikes Waterloo zum feststehenden Programmpunkt jeder Bildungsreise wurde.“ Die Einheimischen, weiß Maurer, waren nicht so fasziniert von dem Horrorfelsen, wie man ihn heute sicherlich in der Boulevardpresse nennen würde, sie nannten ihn schlicht „Monte Caprino“ – „Ziegenberg“. Heute ist von dem Tarpejischen Felsen als Teil des Kapitols kaum noch etwas zu sehen. Das „Deutsche Kapitol“ mit seinen über 20 000 Quadratmetern, auf denen sich die Botschaft, die protestantische Kapelle, das Deutsche Archäologische Institut, das deutsche Krankenhaus sowie das Preußische Historische Institut befanden, ist dieser Tage allenfalls noch Historikern und Romkennern ein Begriff. Golo Maurer hat mit seinem Buch ein Kapitel preußischer Geschichte aufgeschlagen, das nicht nur für Fachleute äußerst spannend ist.

Rauhes Island

Foto-Ausstellung in Köln und Reykjavik



Alfred Ehrhardt: Bláfell am Hvítárvatn. Dieses Foto zeigt die isländische Landschaft in ihrer ganzen Großartigkeit.

Tosende Wasserfälle, bizarre Gesteinsformationen, die endlose Weite des Landes, Berge, von tiefliegenden Wolken verhangen – das alles hat Alfred Ehrhardt (1901–1984) in seinen Fotografien eingefangen. Aber auch nahsichtige Details haben sein Fotografenauge fasziniert, Gesteinsformationen, die vom Ursprung der Welt erzählen. Ehrhardt, der in Triptis bei Gera geboren wurde, hat die Welt bereist und mit seinen Fotos und Filmen seinen Eindruck von dieser Welt festgehalten.

Drei Jahre lang arbeitete Ehrhardt an seinen ersten und heute bekanntesten Fotozyklen „Das Watt“ und „Die Kurische Nehrung“, die er im Sommer 1934 besuchte. 1938 führte ihn eine erste Exkursion nach Island, wo er sich zwei Monate lang aufhielt. Auf dieser urwüchsigen Insel im hohen Norden erhoffte er sich, Einblicke in die Entstehung der Welt zu erhalten. 1939 veröffentlichte Ehrhardt seine Aufnahmen in einem Bildband, zwei Jahre später wurde sein 15minütiger Kulturfim „Nordische Urwelt“ uraufgeführt. In Anlehnung eines Buchtitels von Albert Renger-Patzsch „Die Welt ist schön“ (1928) beschrieb Ehrhardt später seine Auffassung: „Gewiß, die Welt ist schön, aber sie ist noch viel, viel mehr, und auf dieses ‚Viel mehr‘ sollte es uns ankommen, nämlich auf die Erscheinung der Welt als unvergängliche Lebendigkeit, auf ihre vorbildliche Realisation einer hohen Lebenskraft, die alle Wesen bis ins Innerste durchflutet und darum ihre Formen gestaltet.“

Von der Faszination seiner Island-Fotografien kann man sich noch bis zum 26. Januar in den Räumen der Alfred-Ehrhardt-Stiftung, Schönhauser Straße 8, 50968 Köln, einfangen lassen (vom 16. Juni bis 24. September im National Museum of Iceland in Reykjavik). Ein dreisprachiges Begleitbuch (deutsch, englisch, isländisch) zur Ausstellung ist im Verlag Hatje Cantz erschienen (136 Seiten, 74 Abb., davon 53 in Duplex, gebunden mit Schutzumschlag, 35 Euro). *os*

Verdeckte Reparationszahlungen an die EU

Betr.: „Merkels Handschrift“ (Nr. 51)

Auch H. J. M. ist von dem Auftreten der Bundeskanzlerin auf dem EU-Gipfel in Brüssel angenehm überrascht und beeindruckt. Er verschweigt aber auch nicht die Kritik, die Frau Merkel durch ihre Umverteilungspolitik herausgefordert hat. Sie hat also erfahren müssen, wie dicht ein Hosianna und der Ruf nach der Kreuzigung beieinander liegen. Es bleibt natürlich jedem Zeitzeugen überlassen, wie er die Scheckbuchpolitik bewerten will. Die Aussage des Regierungssprechers Steg (in der hiesigen Presse veröffentlicht) läßt jedoch aufhorchen. Er ist der Ansicht, daß Europa uns nicht teuer genug sein kann.

Es ist schon merkwürdig, daß ausgerechnet die Nachfolgerin des von den Alliierten total besiegten und am Boden zerstörten Deutschen Reiches zu dem wichtigsten Zahlmeister der EU – und nicht nur dieser – geworden ist und die Bundeskanzlerin mit weiteren Zahlungen, die die eigene Wirtschaftskraft erheblich belasten, selbst die ehemaligen Siegermächte beeinflussen konnte. Ich bin der Ansicht, daß es sich hierbei um verdeckte Reparationsleistungen handelt, die die Bundesrepublik als Wiedergutmachung für Kriegsschäden zeitlebens wird entrichten müssen. Frau Merkel sollte sich deshalb schon Gedanken darüber machen, wie lange diese Republik als Melkkuh noch herhalten kann. Angesichts der stagnierenden Einkommen, der galoppierenden Steigerung der Verbraucherpreise, höherer Steuern und zunehmender Verlagerung von Arbeitsplätzen in Billiglohnländer ist es nur eine Frage der Zeit, bis das strapazierte Euter keine Milch mehr gibt und der Melkeimer leer bleibt. Frau Merkel könnte sich nur dann bleibende und positive Erfolge sichern, wenn es ihr trotz der finanziellen Engpässe, die allenthalben zutage treten, gelingt, neue Arbeitsplätze zu schaffen, was sie als ihre vordringlichste Aufgabe versteht. Bei aller Euphorie über ihre Erfolge in Brüssel bleiben hier zu Lande dennoch Zweifel bestehen. Den Optimismus von H. J. M. vermag ich deshalb nicht zu teilen.

Walter Grubert, Hannover

Hervorragend und stilistisch brillant

Betr.: PAZ

Nach gründlichem Kennenlernen der *PAZ* gestatten Sie bitte folgendes Resümee: Aus der Fülle der eindrucksvollen Artikel und Autoren möchte ich nur einige herausstellen: alle Beiträge von Klaus Rainer Röhl sind analytisch hervorragend und stilistisch brillant! Oder auch der so aufschlußreiche Beitrag von Manfred Backerra über Stefan Heils Buch „1940/41 – die Eskalation des Zweiten Weltkrieges“ – wie überhaupt die Seite „Geschichte“ eine meiner Lieblingsseiten ist, weil hier versucht wird, eine objektive Sicht geschichtlicher Ereignisse ohne ideologisch bedingte Verzerrung darzustellen. Völlig richtig auch der Artikel von Wilfried Böhm „Endlich die Notbremse ziehen“ aus Nr. 48 sowie „Kein Ende des Reformstaus in Sicht“ von Karl Feldmeyer. Ferner ist meinerseits dem Leserbrief von Dr. Reddig über den nostalgischen „Gefühlsnebel“ vieler Ostpreußenfahrer nur zuzustimmen. In Königsberg bin ich geboren, also ist es meine Heimat, dennoch muß man selber erkennen, daß dies Gebiet nie mehr an Deutschland zurückgegeben werden wird. Alles andere ist lupenreiner Illusionismus! Abgesehen davon war ich bei meinem Besuch 2003 über den jetzigen Zustand der Stadt und ihres Umfeldes geschockt und werde nicht mehr hinfahren, so sehr mich der unzerstörbare Pregel als Fluß meiner Kindheit und die wunderbare Natur der Samlandküste auch locken mögen.

Ein anderes positives Merkmal der *PAZ* ist ihre in den meisten Fällen positive sprachliche Erscheinung! Ganz im Gegensatz zu dem oft gräßlichen Neudeutsch der herrschenden Medien werden hier unnötige Fremdwörter-Anhäufungen weitgehend vermieden.

Schließlich noch ein großes Lob für den Artikel „Wie Ludwig II. Wilhelm I. zum Kaiser machte“. Daß Bismarck dem Verschwender Ludwig fünf Millionen Goldmark bis 1885 zukommen ließ, war mir nicht bekannt. Also sind die Prachtschlösser, die Bayern jährlich erhebliche Eintrittsgelder einbringen, wesentlich vom preußischen Steuerzahler ermöglicht worden! Ein Schelm nun, der annehmen würde, alle „Sau-Preißen“ könnten daher die „Märchenschlösser“ künftig zum halben Preis besichtigen ...“

Otto Sagert, Lübeck

Und der Filmunfug geht weiter

Betr.: „Das war gelebtes Rabaukentum“ (Nr. 46)

Mein Bruder war auf der Napola. Wer den Film über diese Schulen gesehen hat, könnte meinen, daß diese Schulen und ihre Schüler „zum Abschuß freigegeben“ seien. Alle größeren Medien schlugen in die gleiche Kerbe, und Karasek, der 1944 knapp vier Monate eine Napola besucht hatte, wurde als Hauptzeuge für den Filmunfug benannt.

Anders ist es um die „Weiße Rose“ oder die „Edelweißpiraten“ bestellt. Meines Wissens handelt es sich bei den Geschwistern Scholl um ehrenhafte junge Menschen, während die sogenannten „Edelweißpiraten“ sich in einer Grauzone von Kriminalität und Rabaukentum bewegt haben, doch Film und Medien haben sich ihrer wohlwollend angenommen.

Sehr viele junge Deutsche führen und führten ein untadeliges Leben, was heute wie für die NS-Zeit gilt. Mein Bruder und seine Mitschüler waren ehrenhafte, opferbereite und für ihr Vaterland einstehende Menschen. Viel zu viele von ihnen sind gefallen, deren Idealismus, Verantwortungsgefühl und Leistungsbereitschaft wir heute bräuchten.

Warum, so frage ich mich, können deutsche Medien nicht berichten, was sich wirklich zugetragen hat. Wer die Geschwister Scholl lobt, kann dies auch mit Tausenden junger deutscher Soldaten tun, deren Opferbereitschaft, Tapferkeit und Vaterlandsliebe einmalig bleiben. Wer weiß heute, daß die Soldaten der Elitedivisionen der Waffen-SS im Altersdurchschnitt keine 20 Jahre alt waren?

Katharina Holthoff, Neubrandenburg

Foto: keystone

Wie viel Flimmerkiste ist gut? Zwei Kinder sehen ohne Aufsicht der Eltern fern.

Würdigung

Betr.: „Ein Leben für Deutschland“ (Nr. 52)

Ihr Nachruf auf Uwe Greve hat mich sehr bewegt. Die letzten zwei Absätze empfinde ich als ein im hektischen Zeitungsbetrieb selten anzutreffendes persönliches Bekenntnis, das ich gut nachvollziehen kann. Ich danke Ihnen für die Würdigung dieses aufrechten Mannes, den ich in mancher Begegnung ganz gut kennengelernt habe.

Wie Sie sicher wissen, galt eine seiner Hauptlieben der Marinezeitschrift SMS im Verlag Rudolf Stade. Gründlich und schnell arbeitete er dort als verantwortlicher Redakteur – ich selbst kann dies bestätigen, was aus beigelegtem SMS-Heft ersichtlich ist.

In Erinnerung an Uwe Greve grüße ich Sie mit guten Wünschen.

Dr. H. G. Hess, Wunstorf

Vieles ist oft von »jugendfrei« sehr weit entfernt

Betr.: „Fernsehfreie Zone!“ (Nr. 52)

Ihr Beitrag spricht mir aus dem Herzen, und er trifft in seinen Fakten zu, nur wird er nichts bringen. Die Macht haben die anderen und deren Kontrolleure aus höchsten politischen Rängen, die voll mitverantwortlich sind für all den Müll, der über unseren Kindern ausgeschüttet wird.

Unsere Enkelkinder dürfen häufig von 18 oder 18.30 Uhr bis zum „Sandmännchen“ Kindersendungen sehen. Sind wir mit einem unserer Enkelkinder (8 Jahre) verreist, sehen wir nahezu täglich nach 20 Uhr einen Tierfilm, weil es für unsere Enkelin das Größte ist, wenn sie erst gegen 21 Uhr ins Bett muß.

Ich weiß, daß unsere Enkelkinder auch schon einmal länger in das Vorabendprogramm schauen dürfen, weil beide Eltern berufstätig sind und nicht Kraft und Zeit haben, sich immer, wenn notwendig, ihren Kindern zu widmen.

Uns fiel auf, mit welch unglaublicher Intensität kleinere Kinder auf den Fernsehschirm schauen, völlig gleichgültig, was sie zu sehen bekommen.

Die Werbung wird genauso konzentriert eingesogen wie jeder Film, wie schlecht, schrill und hektisch er auch sein mag. Will man von einem fernsehenden Enkelkind wahrgenommen und angehört werden, stellt man sich am besten vor das Bild.

Was Kinder sehen, die nicht beaufsichtigt sind, und was das oft für ein Müll ist, vermag sich jeder vorzustellen, der es mit Kindern gut meint. Daß Krimis, die nach 20 Uhr gelaufen sind, dann in das Vorabendprogramm genommen werden, ist bedenkenlos üblich.

Wer sich die Mühe macht und die Zeit hat, in Nachmittagsprogramme hineinzuschauen, weiß, daß es Sendungen gibt, die frisch aus der Kloake stammen.

Und was einem dann kurz nach 20.15 Uhr geboten wird, wo noch ziemlich viele Kinder fernsehen, ist oft von „jugendfrei“ sehr weit entfernt.

Am 29. Dezember in „Wer zuletzt lacht ...! der komische Jahresrückblick“ war das Wort „Scheiße“ eines der gebräuchlichsten des Herrn von der Lippe.

Dem schmuddeligen Beitrag eines Mario Barth unterhalb der Gürtellinie ließ sich nur durch Abschalten entgehen.

Irmin Jäger, Bocholt

Bewunderte Berufsausbildung

Betr.: „Immer weniger kluge Köpfe“ (Nr. 51)

Stimmt die alarmierende Information, Kanada mit einer Akademikerquote von 53 Prozent, Finnland und Norwegen mit 40 Prozent stünden haushoch über Deutschland mit einer Quote von „nur“ 22 Prozent?

Ich befürchte, dies ist dieselbe ärgerliche, auf Ignoranz beruhende Desinformation, die auch unsere Diskussion über die „Bildungsmisere“ vor einigen Jahrzehnten beherrscht hat.

Denn Länder mit solch hohen „Akademiker“quoten haben in der Regel nicht unsere weltweit bewunderte Berufsausbildung durch Lehre und Berufsschule.

Stattdessen findet die Berufsausbildung oft auf College-Niveau mit einem Bachelor-Abschluß statt.

Wenn man objektiv ist, müssen also unsere akademischen und praktischen Berufsabschlüsse als Berufsausbildungsquote mit den „akademischen“ in diesen Ländern verglichen werden.

Wahrscheinlich haben wir dann einen höheren Prozentsatz als diese Länder.

Manfred Backerra, Hamburg

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Hans-Jürgen Mahlitz
(kommissarisch, V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Sverre Gutschmidt (kommissarisch); **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.LM-Ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
info@LM-Ostpreussen.de
Pressestelle:
presse@LM-Ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **2638**

Mit Hammer und Sichel beschmiert

Betr.: „... und dann war der Spuk vorbei“ (Nr. 44)

Der Mord an einem deutschen Soldaten durch islamische Verbrecher in Afghanistan erweckt in mir die bittere Überlegung, welche Rolle in unserer Presse die Soldaten spielen.

Während dieses Verbrechen, wohl weil international eingebettet, in Deutschland bekannt wurde, schwieg unsere Medienlandschaft, als zum vergangenen Volkstrauertag deutsche Kriminelle den Garnisonsfriedhof in Berlin ein einer Art schändeten, die kaum glaubhaft ist. Fast alle Denkmäler der Ruhestätte, auf dem Soldaten aus Dutzenden von Nationen bestattet sind, wurden mit roter Farbe besudelt. Hammer und Sichel in roter leuchtender Farbe prägen nun diesen Friedhof. Kränze und Gestecke, die bereits am Vortag abgelegt wurden, wurden im Gebinde zerrissen, die Schleifen zerstört.

Was geht in den Köpfen dieser Kriminellen vor? Während der Veranstaltung, die unter großem Polizeischutz stattfinden mußte, wurde die Rede des Pastors, der in einprägsamen Worten von friedlicher Verständigung und Gegnerschaft statt Feindschaft sprach, auch noch gestört. Was geht heute in Deutschland vor, daß so eine verblendete Minderheit undemokratisch schalten und walten kann?

Rolf Fitzner, Berlin

Das ist absolut selbstgerecht

Betr.: „Kein Vorbild für unsere Generation“ (Nr. 1)

Da verstehe einer die Bundesmarine: In Wilhelmshaven ehrt sie einen verdienten Jagdflieger des Dritten Reiches bei der Indienststellung eines ihrer ersten Zerstörer als Museumsschiff durch die Namensgebung „Mölders“. Auf dem Friedhof in Aumühle verwehrt sie die Restaurierung eines Kruzifixes am Grab des Großadmirals Karl Dönitz. Wissenschaftlich fundierte Geschichtsbetrachtung vermeidet eine Beurteilung historischer Personen und Ereignisse mit Wertmaßstäben späterer Generationen, wenn sie nicht als selbstgerecht angesehen werden will.

Übersehen wird, bei aller fragwürdigen politischen Korrektheit, das Symbol für Schuld und Vergebung, um dessen Erhalt es offensichtlich geht.

Wenn wir mit dem Verschwinden dieses Symbols, das Wissen um Schuld und Vergebung als Voraussetzung im historischen und gegenwärtigen Handeln aus dem Auge und dem Sinn verlieren, droht uns neues Ungemach durch die selbstgerechten Richter unserer Geschichte. Davor bewahre uns unser Herr und Heiland Jesus Christus, der am Kreuz für uns gestorben ist, auch und vielleicht besonders am Grab des Großadmirals Karl Dönitz.

Herbert Hedderich, Oldenburg

Nur eine Ergänzung preußischer Gesinnung

Betr.: „Gottes ‚Wiedergeburt‘“ (Nr. 51)

Die *PAZ* gibt sich zuweilen als sei sie ein Organ der Kirche. Der Zusatz zur Eidesformel „so wahr mit Gott helfe“ sagt nichts darüber, wie sehr er sich bemühen werde, die abgegebene Versicherung zu erfüllen. Allein auf den persönlichen Einsatz nach bestem Wissen und Gewissen kommt es an.

Solches Bekenntnis hat an anderer Stelle einen Platz. Es ist abwegig zu meinen, es solle abgegeben werden, wenn jemand Beamter oder Minister wird. Religiöser Glaube kann zu guter preußischer Gesinnung und Haltung eine Ergänzung sein; wesentlicher oder gar ausschlaggebender Bestandteil derselben ist er nicht.

Dr. S. Plaumann, Burgwedel

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Wenn Frauen reisen

Abenteuerlust und Forscherdrang: Sie ritten auf Kamelen durch die Wüste oder fuhren im Cabrio bis nach Albanien

Von SILKE OSMAN

Der Laie würde heute sicher von einer – mit Verlaub – Klapperkiste sprechen, ausgewiesene Automobilfreunde aber wissen, daß der kleine weiße Flitzer ein Cabrio Junior Sport der Firma Röhr ist, von dem nur 1400 Exemplare hergestellt wurden. Eines davon besaß die junge Marion Gräfin Dönhoff (1909–2002), und es führte sie vor 70 Jahren sicher 4000 Kilometer vom elterlichen Gut Friedrichstein in Ostpreußen bis nach Albanien und zurück. Gemeinsam mit ihrer Schwester Yvonne von Kuenheim war sie aufgebrochen, die Welt zu erkunden. Im Gepäck eine Leica, die sie 1928 zum Abitur geschenkt bekommen hatte. Auf dieser abenteuerlichen Reise und auch noch viele Jahrzehnte später entstanden eindrucksvolle Schwarzweißfotos, die Gräfin Dönhoff in fernen Ländern, aber auch in der Heimat Ostpreußen aufnahm. 40 großformatige Fotografien sind jetzt im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe zu sehen (dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr, bis 2. April). Sie geben einen kleinen Einblick in die Welt, als die Touristenpfade noch nicht so ausgetreten waren wie heute, als alleinreisende Frauen noch skeptisch angesehen wurden. Die Welt der albanischen Bauern stand jedenfalls Kopf, als die beiden jungen Damen im weißen Cabrio mit dem Kennzeichen IC-41010 auftauchten und gar eine Zigarettenpause einlegten, Kinder strömten herbei, um das nicht mehr ganz so weiße Prachtstück zu bestaunen. Bis in den Jemen, wo sie die typischen Hochhäuser mit den kunstvollen Verzierungen fotografierte, und in die Wüste zu den stolzen Tuareg reiste die Gräfin – Reiseziele, die auch heute noch nicht selbstverständlich sind.

Was aber dachten die Einheimischen, als sich erste Europäerinnen im 18. Jahrhundert in den Orient verirrten? Nach ihrem ersten Buch „Die Krinoline bleibt in Kairo“ (2004), in dem sie reisende Frauen von 1650 bis 1900 vorstellte, legt Barbara Hodgson nun die Ergänzung vor: **Die Wüste atmet Freiheit** – Reisende Frauen im Orient 1717 bis 1930 (Gerstenberg Verlag, Hildesheim, 184 Seiten, zahlr. Abb., gebunden mit Schutzumschlag, 24 Euro). Sie schildert darin die Erlebnisse von Lady Mary Montagu, die als erste prominente moderne Europäerin den Orient bereiste, sie porträtiert Ida von Hahn-Hahn, Gertrude Bell, Louisa Jebb oder Rosita Forbes, die bald die Freiheiten erkannten, die ihnen der Orient damals bot, und die ein Leben fernab der europäischen Konventionen führten. Sie schliefen in Zelten, legten Korsettt und Krinoline ab und lernten fremde Sitten und Lebensart kennen. Die hier beschriebenen Frauen erkannten auf diesen Reisen, „wer sie sein sollten und könnten, Beschränkungen wußten sie erfindungsreich zu umgehen oder sie ignorierten sie einfach und bewiesen so, daß sie ihr Leben selbst in die Hand nehmen konnten“ (Barbara Hodgson).


Foto: Library of Congress

Reisen damals: Touristen in Jerusalem (zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts)

Das taten auch die Frauen, die Katja Büllmann in ihrem neuen Buch **Eine einzige Reise kann alles verändern** (Malik im Piper Verlag, München, 234 Seiten, Klappbroschur, 16,90 Euro) porträtiert. Ob Elena oder Mathilde, ob Hilke oder Barbara – sie erlebten, was die Autorin Miriam Beard einmal in Worte faßte: „Reisen ist ein tiefgreifender Wandel, dem wir uns unterwerfen, ein fundamentales Umdenken in Bezug auf das Leben.“ Allein zu reisen bedeutet zunächst einmal die Überwindung von Ängsten. Ein Aufbruch ins Ungewisse ist immer mit persönlichen Unsicherheiten verbunden. Was erwartet einen am Ziel, welchen Menschen wird man begegnen, wird man prekäre Situationen zu meistern wissen? Nicht immer ist die Reise allein wichtig. So hat Barbara, die Fotografin, für sich erkannt: „Ich war viel unterwegs. Dann bin ich zu meinen Wurzeln zurückgekehrt. Beides war wesentlich. Denn um wirklich wegzufahren, mußt du erst einmal zu dir kommen.“


Foto: Marion Gräfin Dönhoff Stiftung

Unterwegs im weißen Cabrio: Marion Gräfin Dönhoff reiste in den 1930er Jahren von Ostpreußen bis nach Albanien.

Frischer Wind im Stall der weißen Pferde

Das erfolgreiche Bundesgestüt Piber in der Steiermark zwischen Tradition und modernem Marketing

Von HELGA SCHNEHAGEN

Sie gehören zu Österreichs Kulturerbe wie die Musik von Mozart und Strauß: die Lipizzaner. Ihre talentiertesten Hengste erobern den Olymp der Klassischen Reitkunst und halten die Tradition der Hohen Schule seit über vier Jahrhunderten lebendig. Mit der Selbstverständlichkeit einer altehrwürdigen Institution treten sie planmäßig in der Wiener Hofreitschule auf. Daß sich diese Institution aber nicht automatisch erhält, ist erst seit der Ausgliederung aus dem Bundeshaushalt in den Blickwinkel geraten. Seitdem vollzieht sich weithin unbemerkt in dem Unternehmen „Spanische Hofreitschule – Bundesgestüt Piber“ eine Generalsanierung. Zur Gesellschaft öffentlichen Rechts verselbständigt, hat diese die Aufgabe übernommen, die traditionelle Lipizzanerzucht und die Klassische Reitkunst der Hofreitschule dauerhaft zu bewahren und das Unternehmen in die schwarzen Zahlen zu führen. Erster Geschäftsführer wurde Dr. Werner Pohl. Sein vordringlichstes Ziel: Verbesserung der Zuchtbasis, Intensivierung der Ausbildung, zeitgemäße Haltung. Als „Weltsensation“ feierte die Fachwelt die Vereinigung aller 15 klassischen Stutenfamilien in Piber, die dem Zuchtexperten bereits zwei Jahre nach Amtsantritt gelang.

Von raschem Erfolg war auch die sechs Millionen Euro teure Renovierung des Gestüts selbst gekrönt. Bereits seit 2003 verbreitet es wieder k.u.k.-Charme mit Stallungen in Schönbrunner Gelb. Das renovierte Barockschloß mit dem eindrucksvollen Arkadenhof beherbergt jetzt neben der Gestütsverwaltung ein hervorragendes Restaurant und ein Café. Wagenremise, Schüttkasten und Reithalle sind saniert, besucherfreundliche Wege und Begrünung mit 1300 heimischen Pflanzen angelegt, der Parkplatz vergrößert. Zudem entstand ein moderner Turnierplatz mit großer Reitbahn, Abreitehalle und einer Tribüne mit 1500 Plätzen. Ressourcen, die es nachhaltig zu nutzen gilt. Heute können in Piber die herausgeputzten alten Bauten für Hochzeiten und andere Veranstaltungen gemietet werden, ebenso die Pferdearena, deren Veranstaltungskalender sich rund ums Jahr füllen soll.

Seit 2005 führt der erst 31jährige Armin Aigner die Geschäfte des Unternehmens. Auch ihm stehen für die kommenden drei Jahre allein für Piber ein Marketingbudget von 630000 Euro sowie 620000 Euro für Investitionen in die touristische Infrastruktur, für Schauschmiede, Futterfarm, Fahrsimulator und ähnliches mehr zur Verfügung. Eine Extra-Million soll Piber zum internationalen Kompetenz-Zentrum der Lipizzanerzucht machen. Kernstück ist dabei der Aufbau einer Zuchtdatenbank.

Was Piber recht ist, ist Wien billig. Auch durch die Stallburg weht zukünftig im wahrsten Sinne des Wortes ein frischer Wind. Die Stadtwohnungen der vierbeinigen Athleten erhalten Vorgärten (Fertigstellung Mai 2006). Ein Eingriff, der bei der denkmalgeschützten „Heiligkeit“ des historischen Gemäuers als kleine Sensation zu bezeichnen ist.

Das neue Ferienquartier der weißen Stars im niederösterreichischen Wetzdorf im Weinviertel, etwa 45 Autominuten nordwestlich von Wien, besitzt diesen Komfort schon seit letztem Sommer. Die geräumigen Auslauf-Boxen ersetzen seitdem dort die Enge der traditionellen Sommerfrische von Lainz.

Die Stalltüren stehen den Besuchern überall offen. Diese haben zudem das Vergnügen, die Lipizzanertour mit einer Schlössertour zu verbinden. Neben der Wiener Hofburg locken die Barockschlösser von Piber und Wetzdorf, letzteres mit Englischem Garten, wo man die Seele baumeln und sich in eine andere Zeit und Welt versetzen lassen kann. Dank der großen Anstrengungen ist die traditionelle Welt der Lipizzaner, Europas ältester Kulturpferderasse, auf absehbare Zeit gesichert. Für den 3. Februar wird in Piber das erste Fohlen dieses Jahrgangs erwartet.

Mehr Informationen findet man unter www.piber.com oder www.spanische-reitschule.com



Stars auf vier Beinen: Die weltberühmte Lipizzanerzucht im österreichischen Piber liefert rassige Pferde. Foto: Piber

MELDUNGEN

Neuer Woiwode für Ermland und Masuren

Lyck – Die Wojewodschaft „Ermland und Masuren“ hat einen neuen Woiwoden. Adam Supel (parteilos) ist 40 Jahre alt und gebürtiger Lycker. Seine Mutter wohnt noch in Lyck. Supel selbst hat bis zu seinem Abitur auch in Lyck gelebt. Nach der Schule hat er bei Professor Lech Kaczynski (dem heutigen polnischen Staatspräsidenten) in Danzig studiert. Adam Supel ist Autor eines im Jahre 2005 herausgegeben Buches mit alten Bildern von Lyck. *R. A.*

»Unser Dorf soll schöner werden«

Lyck – Die Ermländisch-Masurische Wojewodschaftsbehörde verteilte Geld, das die Europäische Union für die Dorfverschönerung und Melioration (Bodenverbesserung) bewilligt hat. Insgesamt wurden 38 Millionen Zloty (etwa 9 Millionen Euro) verteilt.

Jede ländliche Gemeinde erhält von der EU Geld für den Bau neuer Parkplätze, Gehwege beziehungsweise Beleuchtung. Zur Disposition der 96 Gemeinden in der Region stehen 18 Millionen Zloty. Die Wojewodschaftspolitiker verteilten einen Teil des bewilligten Geldes für die Melioration. Drei Gemeinden am Frischen Haff erhalten mehr als 10 Millionen Zloty aus den europäischen Zuwendungen für die Erneuerung der Meliorations-Systeme. Die verbliebenen 10 Millionen wurden für Arbeiten an Gewässern in den anderen Gemeinden der Wojewodschaft bewilligt. *R. A.*

Alleen werden gefällt

Masuren – Auf masurischen Straßen werden zunehmend Allee-Baumbestände gefällt. Das Warschauer Verkehrsministerium hat den Wojewodschafts-Konservator entmachtet und den Gemeinden freie Hand gegeben.

Der Tod auf den Straßen in Masuren, mit dem das Fällen begründet wird, beruht allerdings weniger auf den Bestand der Alleebäume, sondern eher auf dem Problem des verbreiteten Alkoholkonsums im Straßenverkehr. Auch deutsche Tourismusunternehmer zeigen sich enttäuscht über den Kahlschlag, da Ostpreußen durch den Kahlschlag an den bisher schattigen Alleen deutlich an Attraktivität verliert. *B. Knapstein*

Marihuana in der Marinade

Königsberg – Knapp zwei Kilo Marihuana entdeckten Zöllner in einem Lkw aus Moskau, der in Richtung Königsberg unterwegs war. Eigentlich war die Ladung unauffällig, denn das Fahrzeug war mit 42 Fässern marinierter Gurken und Knoblauch bestückt. Da die Beamten aber die Ladung mit moderner Technik untersuchten, „leuchtete“ den Zöllnern und der Drogenpolizei ein „andersartiger Gegenstand“ aus einem der Fässer entgegen: ein geschnürtes Päckchen Marihuana. Sein Inhalt dürfte nach Schätzungen mehrere Tausend Dollar wert sein. Die eingelegten Gurken und der Knoblauch sollten den Geruchssinn der Spürhunde irritieren und wären ein ideales Versteck gewesen, wenn die Beamten sich nicht modernerer Methoden bedient hätten. *MRK*



Wolf Wiecherts Geburtshaus in Skandau: Immer wieder wurden Kindheitserinnerungen bei dem Ostpreußenfahrer wach. Foto: Wiechert

Vieles ist wie damals

Wolf Wiechert zeigt seiner Familie seine Heimat / Teil II

Wolf Wiechert, seine Frau und seine vier Kinder wollen das Dorf sehen, das Haus, wo er vor 60 Jahren geboren ist. Deshalb sind sie ja hergefahren nach Masuren. Was sie wohl sagen werden? Denn immerhin, das Haus steht noch.

Am nächsten Tag fahren Wolf Wiechert und seine Frau allerdings erstmal zu zweit nach Skandau. Da sie nicht einfach vor das Haus fahren und dort anfragen können, ob sie es besichtigen dürfen, müssen sie gewissermaßen erst mal Quartier machen. So fahren die beiden also auf schmalen alleengesäumten Straßen die vielleicht 40 Kilometer in einer knappen Stunde, an Surminskis Jäglack vorbei, durch Barten, wo Wiecherts Großvater zuletzt lebte und beerdigt wurde und sein Onkel nahe dieser kleinen Stadt ein beachtliches Anwesen bewirtschaftete, Meistersfelde, das nur aus seinem Wohnhaus und den Stallungen bestand, mitten in seinen Wiesen und Äckern.

Dann kommt Skandau, Skandawa, wie es auf dem Ortsschild steht, gleich etwas abgelegen der Bahnhof, verwaist, die Gleise zugewachsen, verrostet, hier kurz vor der russischen Grenze endet die Bahnstrecke, die früher in die Kreisstadt Gerdauen führte, in das heutige russische Schelesnodoroschnij, zu dem es bis heute keinen Grenzübergang gibt. In das Dorf hinein vorbei an Park und Schloß der Dönhoffs, das heißt den Park erahnt man wegen ein paar alter Bäume eher als daß man ihn wirklich sieht, und das Schloß gibt es auch nicht mehr. Nachdem die Russen eingerückt waren, haben sie es angezündet, und die hier neu Angesiedelten bauten schließlich einen scheußlichen Kindergarten mit Flachdach, der aber jetzt auch leer steht, auf dem Grundstück. Dietrich Graf von Dönhoff, Bruder der bekannten Publizistin Marion Gräfin Dönhoff, und seine Frau, eine geborene von Lehndorff, bewirtschafteten hier zuletzt einen Besitz von 55 000 Morgen, also etwa 11 000 Hektar, wobei der Graf passionierter Pferdezüchter war, auch das Militär belieferte, mit sogenannten Remontepferden, meistens Trakehnern. Als Stanislaus, der älteste Sohn, Geburtstag hatte, waren Wolf und sein Bruder eingeladen ins Schloß. Stani bekam ein Pony geschenkt, unvergeßlich für Wolf Wiechert bis heute, denn das gescheckte Pony wurde in die Halle geführt, wo die Kinder feierten. Die Tochter Karin brachte übrigens jedes Jahr um Silvester herum mit einem Schlitten, der von zwei bunt geschirrten Ziegenböcken gezogen wurde, ein paar Feldhasen. Ziegen hatte bei uns niemand, sie waren etwas Exotisches.

Am 20. Juli 1944 wurde der Bruder der Gräfin, Heinrich von Lehndorff, Schloßherr in Steinort, das unweit von dem Wiechertschen Ferienhaus am Mauersee liegt und noch steht, verhaftet und später hingerichtet. Die Verwandten wurden natürlich auch verhaftet und in Königsberg verhört.

Das Problem war nur, wie die Gräfin nach Königsberg gebracht werden sollte. Daß es ein Problem war und was sich damals überhaupt in Skandau abgespielt hat, wußte selbst Wolf Wiechert lange Zeit nicht. Bis ihm die Gräfin anläßlich des Todes ihres Mannes Dietrich Graf von Dönhoff im Oktober 1991 einmal unter anderem folgendes schrieb:

„Mit Ihrem Vater verbindet mich ein originelles Erlebnis. Ich wurde 1944 gleich nach dem 20. July in Skandau verhaftet, als Schwester des Grafen H. Lehndorff (+ 20. July). Da ich mich weigerte mein Auto zu dieser Fahrt nach Königsberg herzugeben, wurde Ihr Vater von der Polizei beordert mich ins Gestapo-Gefängnis zu fahren. Sicher war es ihm eher unangenehm, aber als Lehrer in den Jahren war er wohl in der Partei und er tat es. Diese Geschichte ist für Sie vielleicht ganz interessant.“

Wiecherts Vater mußte die Gräfin ins Gefängnis fahren

Ist sie auch. Keiner aus der Familie hat ihm das jemals erzählt. Allerdings wußte Wolf Wiechert, daß es in Skandau damals nur drei Autos gab: das der Gräfin, das des Schmieds und eben den DKW seiner Familie. Angeblich sprangen die beiden anderen nicht an. Also mußte sein Vater dran glauben.

Diese Geschichte geht dem Heimatreisenden wieder und wieder durch den Kopf. Es war und ist ihm peinlich. Aber seinem Vater war wohl nichts anderes übrig geblieben.

Dietrich Graf von Dönhoff beendete sein Leben übrigens hochbetagt und höchst angemessen: Beim Beschlagen eines Pferdes, das ausschlug, wurde er so schwer verletzt, daß er daran starb.

Das alles fällt Wolf Wiechert bei der Fahrt durch seine Heimat wieder ein, jetzt, wo sie an den Resten des Parks vorbeifahren, weiter ins Dorf.

Das Kopfsteinpflaster ist asphaltiert, der Landweg, den er schon mit seinem Vierrad benutzte, auch. Dann, nachdem sie rechts das Haus des Briefträgers Englert passiert haben, kommt bald der Neumannsche Hof. Gustav Neumann mit seiner Frau Gerda, die sich immer mit „Gnädige Frau“ anreden ließ, bewirtschaftete etwa 400 Morgen gutes Land. Seine Tochter Illa besaß sogar ein Reitpferd und heiratete später übrigens einen Oberst der Bundeswehr. Seine Pferde mußten im Winter bewegt werden, also banden die Kinder im Dorf ihren Schlitten an den großen, vor den die Pferde gespannt waren. Wolf Wiechert bekam meist eine der letzten Positionen von seinem älteren Bruder zugewiesen, so daß er in Kurven derart ins Schleudern geriet – zur Freude der anderen – daß er immer wieder umkippte.

Zwei Familien, die total zerstritten sind, wohnen jetzt dort. Und in der vorderen Hälfte lebt Christina mit Mann, Tochter, Schwiegersohn und Kindern. Christina stammt aus Motgarben, einem Nachbardorf, kam nicht weit auf der Flucht, blieb schließlich dort, durfte auch bleiben, weil sie in den Nachkriegsjahren einen Polen, der eigentlich ein vertriebener Ukrainer ist, eben ihren Mann Bogdan, heiratete. Ihre Mutter brachte Wolf Wiecherts Mutter Milch, Eier, Speck. Daher war die Familie mit ihr bekannt. Sie spricht natürlich Deutsch, wenn auch anfangs ziemlich gebrochen, da geht erstmal „nuscht nichts“, aber nach ein paar Stunden ist sie wieder drin im Deutschen. Bei ihnen in der Familie gäbe „es keine Zankung, bei uns jeder sagt in die Augen, dann fertig“. Vertraute Wörter, steigen auf wie aus längst vergangenen Zeiten: Es gibt den „Lorbaß“, den „Pungel“, die „Marjellkes“, die „Fuppen“, das „Plachandern“, das „Schabbern“, das „Hucken“, die „Schubrin“, den „Kumst“, den „Mostrich“, die „Glumse“, die „Flinsen“, die „Klopse“, den „Schmandschinken“.

Und Christina spricht natürlich auch Polnisch. Sie kann ihre Nachbarn, die in Wiecherts ehemaligen Haus wohnen, fragen, ob und wann der Deutsche mit seiner Familie kommen kann. Bis das geklärt ist, bleiben Wolf Wiechert und seine Frau. Dann, nachdem die Tochter über die Straße zu den Nachbarn gegangen ist, kommt die Bestätigung: Übermorgen seien sie willkommen, gegen 11 Uhr.

Am übernächsten Tag fährt die ganze Familie Wiechert also nach Skandau. Wolf Wiechert beschleicht dabei ein merkwürdiges Gefühl. Jetzt ist die ganze Familie dabei. Was wird sie sagen? Wie wird es dort aussehen? Und wie war das überhaupt damals zu Hause? Was soll er erzählen, was hat er schon erzählt? Denn so toll war das nun auch wieder nicht. Seine Eltern waren oft unterwegs. Am Tisch durften die Kinder sowieso nicht mit essen, nur mit Rosa, dem Mädchen, in der Küche. Überhaupt – herzlich ging es nicht zu in seiner Familie. Wolf Wiechert kann sich nicht erinnern, je einen Kuß von seiner Mutter bekommen zu haben. Und sein Vater war sehr streng. „Ich werde ihnen zeigen, wo vorn auf dem Küchenschrank der Rohrstock lag“, denkt sich der Familievater Wiechert auf der Fahrt.

Und während der Ostpreuße der Gegenwart Richtung Skandau fährt, später auch zu den anderen Orten der Familie, versucht er zu erklären, daß die Ostpreußen auch kein normaler deutscher Volksstamm sind, sondern zusammengesetzt aus eigentlich vier Komponenten neben den deutschen:

„Wir haben .... seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts ... eine englische, genauer gesagt eine schottisch-englische Ader im ostpreußischen Volksleibe, neben der reichen flämischen, die uns die gute Hälfte des Blutes zuführt, und Motherby, Pickering, Foster, Duglas und Hobson, Oldsloe, Kant sind alte ostpreußische Namen.“ Einer von Wiecherts Vorfahren hieß Maas, stammte vermutlich aus Holland. Es gab ja die Landschaftsbezeichnung Preußisch-Holland. Die Holländer wurden angesiedelt, um das Weichseldelta trockenzulegen. Zu den hier angeführten Zugewanderten kamen die assimilierten Ureineinwohner, die Pruzzen, nach denen schließlich das Land benannt ist. Nicht zu vergessen die Hugenotten, die aus Frankreich vertriebenen Protestanten, die der preußische König aufnahm. So hieß der Kaufmann in Skandau beispielsweise Crie.

Die Familie wurde im Heimatdorf herzlich empfangen

Und da sind die Wiecherts jetzt angekommen, das heißt vor dem Neumannschen Hof. Herzlich werden sie empfangen. Dann gehen sie rüber. Die deutschen Besucher werden von einer älteren Frau freundlich begrüßt und ins Haus gebeten. Und da ist gleich die Küche, heute auch noch, links die Ecke, wo der Küchenschrank stand und der Rohrstock lag. Da ist das Schlafzimmer, hier wurde Wolf Wiechert sehr wahrscheinlich gezeugt, auf der anderen Seite das Herrenzimmer, Amtszimmer mit dunklen schweren Möbeln und dem Klavier, sein Vater war auch Standesbeamter. Hier feierte die Familie Weihnachten, hier mußten die Kinder Gedichte aufsagen, die sie mit Rosa gelernt hatten. Und da ist der Alkoven unter der Treppe, in dem Rosa anfangs schlafen mußte, bis sie später auf dem Speicher einen eigenen abgeteilten Raum bekam. Rosa schlief übrigens nie mehr in karierter Bettwäsche, nachdem sie in Königsberg im Waisenhaus in solchem Bettzeug hatte schlafen müssen.

Die Gäste gehen noch zu dem Keller, der über der Erde zu sehen ist, vorbei an den Stellen, an denen die Bienenhäuser standen und der Kruschkenbaum. Die Garage aus Wellblech, in der der DKW überwinterte, steht auch noch.

Wolf Wiechert fühlt sich plötzlich merkwürdig leer, kaum ergriffen. Frau und Kinder scheinen mehr beeindruckt zu sein. Ihr Gatte und Vater hat das alles schon hundertmal wieder erzählt bekommen und erträumt.

Der nördliche Teil mit großem Wohnzimmer, das nur an Festtagen geheizt wurde, Tage vorher, damit die Wände auch warm wurden, wo die Chippendale-Möbel standen und der Glasschrank mit den Nippes, den Schmetterlingen und Hummeln aus Porzellan und den Sammeltassen natürlich. Das Zimmer ist jetzt geteilt. Im Flur, der das große Zimmer von dem Kinderzimmer trennt, hing das Bild, das Wiechert vor zwei Jahren, als er ohne seine Kinder unterwegs war, von den Polen abgekauft hat. Der Abdruck an der Wand ist noch gut zu erkennen. Es muß dort all die Jahre, Jahrzehnte gehangen haben. Vor vier Jahren, als er es zum ersten Mal entdeckt hat, weigerten sich die Polen, es zu verkaufen, es käme aus einem anderen Haus. Dabei hat das Bild mit ziemlicher Sicherheit sein Vater gemalt, ein passionierter Angler und mäßig talentierter Maler. Eine beinahe eindeutige Signatur bestätigt das. Es stellt einen Angler am Fluß in einer leicht gebirgigen Gegend dar. Dann aber, nach zwei Jahren, als sie Rentner geworden waren, haben sie es doch verkauft. Und heute hängt es bei den Wiecherts im Haus, eines der wenigen Stücke von dort, die auf diese Weise einen besonderen Wert bekommen haben.

Als die Deutschen Skandau verlassen, hat der heimatreisende Ostpreuße das fade Gefühl dessen, der eine nicht gerade leichte Aufgabe zufriedenstellend hinter sich gebracht hat. *W. W.*

Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied und Familienfreunde,

also ein geruhsamer Start in das Neue Jahr war das ja nun nicht gerade – jedenfalls nicht für unsere Ostpreußische Familie. Denn kaum hatte ich einmal tief Luft geholt und gedacht: „So, jetzt hast du aber alles schön aufgearbeitet und legst eine Verschnaufpause ein ...“, da prasselte es nur so an neuen Fragen und Wünschen, die letzten Erfolge zeigten ihre Wirkungen. Und so gerne ich auch mit Euch, lewe Landlied, schabbere – Vorrang haben jetzt die Suchmeldungen, und sie kommen wieder mal aus aller Welt.

So aus Nazareth. Dort lebt Herr Dr. **Norbert Schwake**, der sich an den Kreisvertreter von Lyck, Herrn **Gerd Bandilla**, gewandt hat, um einige Fragen um einen im Ersten Weltkrieg im damaligen Palästina gefallenen deutschen Fliegerleutnant zu klären. Da die betreffende Familie aber im Lyck der Zeit zwischen den Weltkriegen nirgends verzeichnet ist, übergab Herr Bandilla mir dieses Schreiben, weil – wenn überhaupt – die Ostpreußische Familie weiter helfen kann. Es handelt sich um den Leutnant der Reserve **Hermann Haken**, * 27. November 1888 in Lyck. Im Ersten Weltkrieg diente er als Flieger und Beobachter bei der Fliegerabteilung 302, die Ende 1917 nach Palästina geschickt wurde. Noch bevor Jerusalem von den Engländern am 11. Dezember 1917 besetzt wurde, waren die deutschen Fliegereinheiten in aller Eile nach Galiläa verlegt worden, zum Teil in die deutsche Siedlung Waldheim bei Bethlehem. Das deutsche Offizierslazarett war im Krankenhaus der Barmherzigen Brüder in Nazareth untergebracht. Am 4. Dezember wurde Leutnant Haken in einem Luftkampf über Tul Karm abgeschossen. Er wurde zusammen mit dem am selben Tag verstorbenen deutschen Kraftfahrer **Wilhelm Reiter** auf einem Platz neben dem Lazarett beerdigt. Nach Fliegersitte stellte man auf das Grab des Leutnants einen in der Mitte durchgesägten Holzpropeller mit seinem eingravierten Namen. Kurz danach wurden neben Haken zwei weitere gefallene Flieger beerdigt: **Heinrich Deilmann** und **Karl Freiherr von dem Bussche-Streithorst**, der am selben Tag wie sein Zwillingsbruder in Finnland fiel. 1934-35 wurde ein neuer zentraler deutscher Soldatenfriedhof oberhalb der Begräbnisstätte angelegt, die Gebeine der Gefallenen wurden umgebettet. Dort liegt nun auch Leutnant Hermann Haken mit seinen Kameraden. Herr Dr. Schwake kann die Geschichte dieser Gräber mit Fotos belegen. Was er aber trotz intensiver Bemühungen – selbst den polnischen Militärattaché in Tel Aviv hat er um Hilfe gebeten – bisher nicht erfahren konnte, sind Daten und Fakten aus der Familiengeschichte von Hermann Haken. Er wurde in Lyck geboren – stammt seine Familie aus Ostpreußen und woher? 1938 gab es jedenfalls in Lyck keine Einwohner mit Namen Haken. Leben noch Angehörige dieser Familie? War der zum Zeitpunkt seines Todes 29jährige Reserveleutnant verheiratet, hatte er Nachkommen? Herrn Dr. Schwake ist an jeder Auskunft gelegen. (Zuschriften bitte an Herrn Dr. Norbert Schwake, Rehov Iris 7/9, P.O.B. 1882, 17000 Nazareth-Illit, Israel, oder an den Kreisvertreter der Kreisgemeinschaft Lyck, Herrn Gerd Bandilla, Agnes-Miegel-Str. 6 in 50374 Erftstadt)

Nun nach Australien, nach Perth. Dort lebt unser Leser **Werner Dorroch**, der seinen Familiennamen auf nach Ostpreußen eingewanderte Schotten zurückführt. Nur sind seine Informationen über diese sehr gering, und deshalb wendet er sich an unsere Ostpreußische Familie, der er ehrliche Bewunderung zollt – vielen Dank, lieber Herr Dorroch, über Ihre anerkennenden Worte, sie tun gut! Ihm ist bekannt, daß es einen Ort „Schottland“ in der Nähe von Königsberg gegeben hat und möchte mehr darüber wissen. Nun, dieses Schottland war eine kleine Siedlung östlich der Stadt in der Nähe des Lauther Mühlenteiches, 1840 erstmalig erwähnt. Vielleicht identisch mit dem hier auch gelegenen „Patrickshof“, na, und das klingt doch sehr schottisch und ist es auch, denn in dieser Gegend wurden zu Beginn des 19. Jahrhunderts schottische Neubürger angesiedelt. Die Schotten kamen als Kaufleute vor allem in die Hafen- und Handelsstädte, so nach Königsberg und Memel. Einer der bekanntesten war der Königsberger Kaufmann **Robert Motherby**, Erbe und Nachfolger des englischen Kaufmanns **Green**, einem der vertrautesten Freunde Kants. Der große Denker war bei Motherby sonntags regelmäßig zu Gast. Sein Sohn, der Arzt Dr. **William Motherby** – der übrigens die Pockenschutzimpfung in Königsberg einführte – stiftete die Gesellschaft der Freunde Kants. Es gab noch ein zweites „Schottland“ in Alt-Preußen, ein bereits im 17. Jahrhundert erwähntes Fischerdorf auf der Frischen Nehrung. Soviel „Schottisches“ vorab, sozusagen als Aufmunterung für die Leserinnen und Leser, die mehr über „Schottland“ in Ostpreußen sagen können, vielleicht sogar von dort stammen, aber auch für diejenigen, die schottische Vorfahren haben und unserm Freund im fernen Perth aus ihrer Familiengeschichte berichten können. Vielleicht findet sich sogar noch eine ferne Verwandtschaft, bei uns ist alles möglich! (Werner Dorroch, 6 Clayton Court, Ferndale, W.A. 6148, Australien, Telefon: +61-8-9451 9851)


Ruth Geede Foto: privat

In das Baltikum führt die Suchfrage von Herrn **Alfred Schmidt** aus Mosbach, und er verbindet mit ihr eine letzte Hoffnung, etwas über seine mütterlichen Vorfahren zu erkunden. Doch das dürfte schwierig sein, denn selbst seine Anfragen bei den dafür prädestinierten Institutionen wie die Deutsch-Baltische Genealogische Gesellschaft und die Carl-Schirren-Gesellschaft hatten keinen Erfolg. Ebenso ergebnislos blieb eine Umfrage bei den in Deutschland lebenden Bürgern mit Namen „**Runze**“, aber von unserer Leserin **Elisabeth Runze** geb. **Rudau** erhielt Herr Schmidt den Hinweis, sich an uns zu wenden, weil ja einige Landsleute Verbindung zu Deutsch-Balten hatten und haben oder mit ihnen verwandt sind. Also versuchen wir es mal. Alfred Schmidt ist Nachfahre eines Ehepaares aus Rheinland-Pfalz, das 1784 nach Ostgalizien auswanderte. Sein Vater **Philipp Schmidt**, * 1895, geriet als österreichischer Soldat 1916 in russische Gefangenschaft, lebte nach der Revolution bei Moskau, durfte sich frei bewegen, aber nicht in seine Heimat zurückkehren. In Kolomna lernte er die Deutsch-Baltin **Natalia Runze**, * 21. März 1900, aus Riga kennen, die mit Eltern und Schwester dorthin deportiert worden war. Auf einer gemeinsamen Fahrt in den Süden Rußlands gerieten sie in das von Weißgardisten besetzte Kalatsch, wo sie am 6. Juni 1919 heirateten. 1921 kehrte Philipp Schmidt mit seiner jungen Frau in das nun polnische Galizien zurück, wo in Boryslaw ihr Sohn Alfred geboren wurde. Nach dem Tod der Mutter im September 1929 besuchte der Vater mit seinen Kindern die Schwester seiner Mutter in Riga. **Helene** geb. Runze – Ehename unbekannt – lebte damals in der Maskavasiela. Während der deutschen Besetzung versuchte Alfred Schmidt – die Familie war 1940 nach Deutschland umgesiedelt - mit dieser Tante Kontakt aufzunehmen, was ihm aber nicht gelang. Er nimmt an, daß sie Opfer der sowjetischen Deportationen 1939/1941 wurde. Herr Schmidt stößt nun bei seinen Recherchen immer ins Leere. So ist die Registrierung der Geburt seiner Mutter Natalia Runze nicht feststellbar. Es gibt auch keine Unterlagen über deren Eltern **Christoph Runze** und **Lydia** geb. **Tschepsna**, die etwa zwischen 1870 und 1880 geboren wurden. Da Natalia Runze bei ihrer Heirat orthodox war, dürfte ihre Mutter Lydia lettischer oder russischer Abstammung gewesen sein. Was bleibt für uns? Eigentlich nur wenige und sehr vage Fragen: Wer kannte eine Familie Runze aus Riga? Welche baltischen Leserinnen und Leser erinnern sich an diesen Namen und wissen, wo noch Angehörige leben könnten? Gibt es ostpreußische Familien mit diesem Namen, die baltische Verwandte haben? Wer kann Herrn Schmidt aus eigener Erfahrung brauchbare Hinweise zur weiteren Forschung geben? (Alfred Schmidt, Waldstadt, Dachsbaustraße 15 in 74821 Mosbach, Telefon 0 62 61 / 3 58 77)

Was mich immer wieder bei solchen Suchwünschen bewegt, sind die Schicksale, die hinter nüchternen Namensnennungen und Daten stehen. „Stoffe, aus denen Romane geschrieben werden können“, so bezeichnete einmal eine Leserin diese hier in unserer Kolumne sehr komprimiert gebrachten Schilderungen. Und solchen „Stoff“ könnte auch die nächste Frage bieten, wenn sie gelöst würde. Sie beginnt auch wie in einem Roman: In dem Nachlaß eines verstorbenen Ostpreußen werden Fotos von einem Mann gefunden, der irgendwie zur Familie gehört hat, dessen Name aber niemals erwähnt wurde. Inschriften auf der Rückseite lassen aber eine Identifikation zu, für die Hinterbliebenen nimmt dieser Unbekannte Gestalt an und führt schließlich zu einer Anfrage bei unserer Ostpreußischen Familie. Sie wird gestellt von unsern treuen Lesern **Ralf Prydzuhn** und seiner Mutter **Inge**, geborene **Broszeit**. Deren Vater **Rudolf Broszeit** besaß jene Fotos, die er zu Lebzeiten nie gezeigt hatte und die nun Tochter und Enkel bewegen. Sie zeigen einen jungen, blonden Mann in R.A.D-Uniform und in Zivil. Die Widmung auf dem ersten Bild lautet: „Für **Emma Broszeit**, Rosenstraße 1. Zur Erinnerung an R.A.D. **Werner Voigt**.“ Die Zeilen auf dem Foto des Jungen in der Lederjacke entschlüsseln das Verhältnis: „Zum Andenken an Deinen Pflegesohn Werner Voigt.“ Die Pflegemutter des Abgebildeten war die Mutter des Verstorbenen, Emma Broszeit aus Heinrichswalde, Krs. Elchniederung. Nachfragen im Umfeld der Familie ergaben, daß es sich um den etwa 1926 geborenen Sohn einer Frau handelt, die in der Nähe von Heinrichswalde auf einem kleinen Bauernhof wohnte. Werner lebte bei seiner Pflegemutter in der angegebenen Rosenstraße Nr. 1. und soll die Volksschule in Heinrichswalde bis zum Abschluß besucht haben. Das muß also etwa 1939 / 40 gewesen sein. Der junge Mann ist dann zum R.A.D. gekommen, denn in den folgenden Jahren hat er Emma Broszeit noch einmal besucht. Vielleicht ist dabei das Uniform-Foto entstanden. Es könnte sein, daß er in einem R.A.D.-Lager in der Elchniederung war. Auf dem Ärmelzeichen ist die Zahl 14 und darunter eine kleine 2 zu erkennen. Nun möchten Inge und Ralf Prydzuhn als Enkelin und Urenkel von Emma Broszeit wissen, was aus Werner Voigt geworden ist. Hat er den Krieg überlebt? Wer war mit ihm beim R.A.D. oder bei der Wehrmacht zusammen? Gibt es noch Angehörige der leiblichen Mutter aus der Familie Voigt in der Nähe von Heinrichswalde? Vielleicht lebt Werner Voigt noch, jetzt wohl 80jährig, und liest diese Zeilen? Das wäre dann wohl der schönste Abschluß dieser Suchfrage, aber so hoch wollen wir gar nicht pokern, obgleich Inge und Ralf Prydzuhn wohl im Geheimen darauf hoffen, denn das steht auch in ihrem Brief: „Es ist manchmal schier unglaublich, welche großartigen Erfolge die Ostpreußische Familie erzielt!“ (Inge Prydzuhn, Breslauer Str.23 in 27432 Hesedorf, Telefon 0 47 61 / 41 66)





Wer kennt Werner Voigt? Die Enkelin von Emma Broszeit sucht deren Pflegesohn aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung.

Nun aber zu einem Suchwunsch mit präzisen Angaben, die ich am besten wörtlich übernehme, um bei der Vielzahl von Namen und Daten keine Fehler zu machen Zuerst will ich aber den Schreiber vorstellen: Es ist der Sonderschulrektor und Diakon **Ekhard Witt** aus Detmold, Vizepräsident der Pommerschen Abgeordnetenversammlung und sehr aktiv als stellv. Vorsitzender des Heimatkreises Rummelsburg. Sein Vater stammt aus Hinterpommern, seine Mutter aus dem Rheinland mit ostpreußischen Wurzeln. Und um diese geht es in seinem Schreiben: „Meine Urgroßmutter **Helene Knetsch** wurde 1880 in Königsberg / Pr. geboren. Ihr Lebensweg führte sie um die Jahrhundertwende in das Rheinland, wo sie 1938 in Düsseldorf verstarb. Ihr Vater **Gottlieb Knetsch**, * 1854 in Brosowen, Krs. Angerburg (später Hartenstein) verstarb 1927 in Düsseldorf. Seine Eltern sind **Leopold Kneetz**, * 1820, + in Brosowen, und **Caroline Rautenberg**, * 1816 in Engelstein, Krs. Angerburg. Die Familie **Knietsch** (der Name ändert sich ständig) stammt also aus Brosowen. Letzte Eintragung: **Christian Knietsch**, * 1795, + 1840 in Brosowen, und seine Frau **Charlotte** geb. **Streich**, * 1820 in Engelstein, + 1863 in Brosowen. Deren Eltern stammen aus Heinbuchenwerder und Kremitten, Krs. Wehlau. Letzte Nachweise sind zu finden in Laukischken (1792 **Matz**), Schierenau (**Rahn** 1805) und Heinbuchenwerder (**Riemann** 1851).“ So, der langen Angaben kurzer Sinn: Wo gibt es heute noch Nachkommen der genannten Familien, vor allem die der Sippe Knetsch, Kneetz, Knietsch? Herr Witt, der aus Überzeugung unsere Zeitung liest, würde sich über Zuschriften freuen. (Diakon Eckhard Witt, Hambruchtwete 1 in 32756 Detmold.)

So, noch ein Nachschrapselchen. Und da wir heute so weltumspannend sind, geht diese Frage in erster Linie nach Florida. Gestellt wird sie von **Irene Achtelik** geb. **Rockel**, die der Verlust ihrer Vettern **Herbert** und **Ernst-Otto Raffel** drückt, wie sie schreibt. Nun, sie sind weder gefallen noch vermißt, wie ich nach diesen Worten glaubte, sondern haben Krieg und Flucht überlebt, denn sie besuchten 1953 ihre Kusine Irene in Aachen. Herbert,* 10. Mai 1920, und Ernst-Otto Raffel, * 2. Januar 1926, stammen aus Königsberg, wohnten dort in der Gebauerstraße. Ernst-Otto wanderte etwa 1957 nach Amerika aus, lebte in Florida und stand mit Irenes Mutter in Briefwechsel. Nach deren Tod gab es dann keine Verbindung mehr, zumal Irene dann durch Heirat den Namen Achtelik trug. Die Anschrift von Ernst-Otto war nicht mehr auffindbar. Nun hätte sie so gerne wieder Kontakt zu ihren Vettern oder deren Nachkommen gehabt. Vielleicht macht es unsere Familie möglich? (Irene Achtelik, Kuhlmannsfeld 10 in 45355 Essen, Telefon 02 01 / 66 19 30)

Eure



Ruth Geede

Wir gratulieren ...

ZUM 99. GEBURTSTAG

Hoffmann, Lotte, geb. Ewert, aus Rheinswein, Kreis Ortelsburg, jetzt Im Wiesengrund 7, 48155 Münster, am 27. Januar

Neumann, Charlotte, geb. Fellechner, aus Tapiau, Altstraße, Kreis Wehlau, jetzt Segelteichstraße 34, 99706 Sondershausen, am 26. Januar

ZUM 98. GEBURTSTAG

Kieschke, Margarete, geb. Nisch, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 111, jetzt Am Heidbusch 8, 13627 Berlin, am 23. Januar

ZUM 97. GEBURTSTAG

Thiedemann, Paul, aus Treuburg, jetzt Paradiesstraße 8, 80538 München, am 28. Januar

ZUM 96. GEBURTSTAG

Conrad, Frieda, aus Lötzen, jetzt Friedensstraße 7, 76855 Annweiler, am 27. Januar

Weihnacht, Hedwig, geb. Karrasch, aus Lyck, Danziger Straße 16a, jetzt Schulweg 9, 91586 Lichtenau/Mittelfr., am 27. Januar

ZUM 95. GEBURTSTAG

Räder, Meta, geb. Lauders, aus Ebenfelde, Kreis Schloßberg, jetzt Zossener Damm 10, 15827 Blankenfelde, am 21. Januar

ZUM 94. GEBURTSTAG

Janzik, Gertrud, geb. Borawski, aus Langsee, Kreis Lyck, jetzt Ermlandweg 22, 59558 Lippstadt, am 25. Januar

Scherotzki, Frieda, aus Lengau, Schlehdornstraße 7, 57223 Kreuztal, am 27. Januar

Stolz, Frieda, geb. Rose, aus Tapiau, Rohsestraße, Kreis Wehlau, jetzt Leuschner Straße 93 A, 21031 Hamburg, am 26. Januar

ZUM 93. GEBURTSTAG

Dohrmann, Elisabeth, geb. Laatsch, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Ezzilostraße 1, BRK-Altenheim, 91315 Höchstadt a. d. Aisch, am 25. Januar

Korinth, Hildegard, geb. Hagen, aus Borschimmen, Kreis Lyck, jetzt Kalkbrennerstraße 46, 23562 Lübeck, am 23. Januar

Kubandt, Willi, aus Thalheim, Kreis Neidenburg, jetzt Am Exerzierplatz 5, 49134 Wallenhorst, am 29. Januar

Raschpichler, Christel, geb. Grönert, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Ezzilostraße 1, Altenheim, 91315 Höchstadt/Aisch, am 23. Januar

Schiller Willi, aus Wolfshagen, Kreis Rastenburg, jetzt Senioren-Wohnanlage Nordlandweg 110, 22145 Hamburg, am 28. Januar

Wischnewski, Bruno, aus Narzym, Kreis Neidenburg, jetzt Kortjanweg 23, 26125 Oldenburg, am 28. Januar

ZUM 92. GEBURTSTAG

Behr, Erich, aus Ahlgarten, Kreis Elchniederung, jetzt Kirchhörder Straße 101, App. 26-4, 44229 Dortmund, am 29. Januar

Locke, Wilhelm, aus Wappendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Buschstraße 53, 45739 Oer-Erkenschwick, am 25. Januar

Meyhöfer, Martin, aus Altwalde, Kreis Wehlau, jetzt Görlitzer Straße 23, 37085 Göttingen, am 29. Januar

Nowosadtko, Fritz, aus Reichenwalde, Kreis Lyck, jetzt Neijeweg 4, 32423 Minden, am 26. Januar

Schadtschneider, Edeltraut, aus Cadinen, jetzt Veststraße 100, Seniorenzentrum, 58509 Lüdenscheid, am 18. Januar

Schiefke, Hilda, geb. Rau, aus Königsberg, Nasser-Garten 57, jetzt Grütstraße 1, 40878 Ratingen, am 28. Januar

Zink, Maria, geb. Potreck, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Siebenbürgenweg 51, 40591 Düsseldorf, am 20. Januar

ZUM 91. GEBURTSTAG

Palis, Minna, geb. Jakob, aus Klein Engelau, Engelshöhe Gut, Kreis Wehlau, jetzt Hauptstraße 25, 23899 Gudow, am 3. Januar

Palis, Minna, aus Kuglacken, Kreis Insterburg, jetzt Hauptstraße 27, 23899 Gudow, am 23. Januar

Sakautzki, Eva, geb. Westphal, aus Argenbrück, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Itzehoer Straße 24, 24537 Neumünster, am 24. Januar

Wackermann, Anna, aus Bobern, Kreis Lyck, jetzt Am Fahrenstück 2, 58791 Werdohl, am 23. Januar

Zysk, Anna, geb. Deptolla, aus Groß Leschienen, Kreis Ortelsburg, jetzt Minnesängerstraße 70, 45279 Essen, am 29. Januar

ZUM 90. GEBURTSTAG

Dzieran, Wilhelm, aus Steintal, Kreis Lötzen, jetzt E.-M.-Arndt-Straße 56, 24223 Raisdorf, am 27. Januar

Gesper, Ella, geb. Schmakeit, aus Kreis Elchniederung, jetzt St.-Ulrich-Straße 47, 88662 Überlingen, am 28. Januar

Hasse, Sabine, aus Königsberg, jetzt Grillparzerstraße 6, 12163 Berlin, am 16. Januar

Kuspiel, Margarete, geb. Jatzkowski, aus Honigswalde, Kreis Allenstein, jetzt Paul-Essers-Straße 14, 45468 Mülheim an der Ruhr, am 8. Januar

Laskawy, Hildegard, aus Pomedien, Kreis Wehlau, jetzt Im Beeke 21, 37075 Göttingen, am 29. Januar

Laskawy, Hildegard, geb. Amenda, aus Hartigswalde, Kreis Neidenburg, jetzt Im Beeke 21, 37075 Göttingen, am 29. Januar

Matthes, Ursula, geb. Lammert, aus Kahlholz, Kreis Heiligenbeil, jetzt Gellertstraße 37, 22301 Hamburg, am 26. Januar

ZUM 85. GEBURTSTAG

Assmann, Hedwig, geb. Lempio, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Penzendorfer Straße 45a, 91126 Schwabach, am 28. Januar

Austen, Gerda, geb. Naujok, aus Gobienen, Kreis Elchniederung, jetzt Baeumerstraße 2, 44141 Dortmund, am 29. Januar

Bauer, Friedel, geb. Bielski aus Reuß, jetzt Lindenstraße 27, 61169 Friedberg, am 26. Januar

Boeck, Werner, aus Doblienen, Kreis Elchniederung, jetzt Egerstraße 14, 70806 Kornwestheim, am 25. Januar

Bessem, Gertrud, aus Moneten, jetzt Düsseldorfer Straße 132, 51379 Leverkusen

Droneberg Luise, geb. Fischer, aus Gr. Degese, Kreis Ebenrode, jetzt Starrekweg 4, 33790 Halle, am 23. Januar

Engelke, Charlotte, geb. Kosberg, aus Ortelsburg, jetzt Johann-Lauhof 6, 30165 Hannover, am 28. Januar

Fuhrmann, Irmgard, geb. Seidel, aus Birkenmühle, Kreis Ebenrode, jetzt Mühlentor 25, 18233 Neubukow, am 25. Januar

Grabowski, Ursula, geb. Neumann, aus Pobethen, jetzt Heidjerskämpe 4, 28199 Bremen, am 24. Januar

Grottschreiber, Geesche, geb. Walter, aus Lyck und Lötzen, jetzt Am Mühlenteich 9, 21680 Stade, am 28. Januar

Hansel, Hildegard, geb. Wyzinski, aus Groß Lasken, Kreis Lyck, jetzt Schackumer Straße 10, 40667 Meerbusch, am 27. Januar

Haupt, Margarete, geb. Haupt, aus Dünen, Kreis Elchniederung, jetzt Platter Straße 146, 65193 Wiesbaden, am 25. Januar

Hilse, Herbert, aus Samland, jetzt Binderstraße 37, 31141 Hildesheim, am 23. Januar

Höhne, Gerda, geb. Schwermer, aus Tapiau, Lindemannstraße, Kreis Wehlau, jetzt Poggfreedweg 78b, 22149 Hamburg, am 28. Januar

Kairies, Ruth, aus Neidenburg, jetzt O.-Dibelius-Straße 46, 46045 Oberhausen, am 28. Januar

Knopke, Doris, geb. Knopke, aus Grauden, Oberförsterei, Kreis Wehlau, jetzt Schedestraße 6, 20251 Hamburg, am 23. Januar

Kositzki, Charlotte. geb. Patz, aus Friedrichsthal, Kreis Ortelsburg, jetzt Groschurthstraße 44, 13125 Berlin, am 23. Januar

Laborge, Erich, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Starenweg 3, 38259 Salzgitter, am 24. Januar

Link, Ernst, aus Heiligenbeil, Bismarckstraße 18, jetzt Treuburger Straße 7, 29525 Uelzen, am 22. Januar

Mannke, Hildegard, geb. Sablotny, aus Neidenburg, jetzt Alpenblick 6, 82547 Eurasburg, am 23. Januar

Matheus, Gerda, aus Fließdorf, Kreis Lyck, jetzt Graddhoffweg 7, 21680 Stade, am 23. Januar

May, Walter, aus Drebnau, jetzt Johann-Strauß-Straße 2, 75031 Eppingen, am 23. Januar

Moritz, Alfred, aus Groß Schöndamerau, Kreis Ortelsburg,, jetzt Deterts-Heide, 12, 33803 Steinhagen, am 29. Januar

Oberger, Irmgard, geb. Tiburzy, aus Gr. Stürlack, Kreis Lötzen, jetzt Vogelsangstraße 14, 78628 Rottweil, am 26. Januar

Pagel, Ursula, geb. Krebs, aus Heiligenbeil, Mühlenstraße 2, jetzt Dorfende 62, 24113 Kiel-Schulensee, am 9. Januar

Palm, Gertrud, geb. Kyewski, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Straßburger Allee 53, 26389 Wilhelmshaven, am 27. Januar

Parks, Erika, geb. Vogelgesang, aus Argenbrück, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt 108 Linden L.N., Burkburnett, TX 36254/USA, am 24. Januar

Potschien, Gisela, geb. Daniel, aus Tapiau, Altstraße, Kreis Wehlau, jetzt Königstraße 63, 58300 Wetter, am 24. Januar

Ruttkowski, Hans, aus Kornau, Kreis Ortelsburg, jetzt Römerkuppe 14, 41169 Mönchengladbach, am 27. Januar

Schiesschang, Herta, geb. Marzinowski, aus Milussen, Kreis Lyck, jetzt Kleine Parower Straße 54, 18435 Stralsund, am 25. Januar

Schläger, Gertrud, aus Lyck, Bismarckstraße 59, jetzt Saatziger Straße 5, 23701 Eutin, am 27. Januar

Zietlow, Hildegard, geb. Wieteck, aus Tapiau, Bahnhofstraße, Kreis Wehlau, jetzt Habichtswinkel 7, 29549 Bad Bevensen, am 25. Januar

ZUM 80. GEBURTSTAG

Abel, Gertrud, geb. Bartkowski, aus Hardichhausen, Kreis Neidenburg, jetzt Schulring 5, 38173 Dettum, am 23. Januar

Altstadt, Horst, aus Wilkendorf, Kreis Wehlau, jetzt Wichernstraße 29, 92224 Amberg, am 24. Januar

Bark, Hildegard, geb. Schwenkler, aus Königsberg, Farenheidstraße 3, jetzt Ramdohrstraße 26, 28205 Bremen, am 20. Januar

Bartholomay, Gerda, geb. Olschewski, aus Wilkendorf, Kreis Rastenburg, jetzt Sedanstraße 10, 42855 Remscheid, am 15. Januar

Bauer, Eva-Maria, geb. Apsel, aus Heiligenbeil, Herzog-Albrecht-Straße 32, jetzt Nettelbeckstraße 47, 24340 Eckernförde, am 17. Januar

Berwing, Anneliese, geb. Krolzig, aus Niedenau, Kreis Neidenburg, jetzt Zabel-Krüger-Damm 67, 13469 Berlin, am 24. Januar

Blohm, Helene, geb. Reichelt, aus Laukitten, jetzt Dorfstraße 36, 18276 Mierendorf, am 27. Januar

Cold, Anneliese, geb. Medem, aus Lyck, jetzt Eimsbütteler Chaussee 88, 20259 Hamburg, am 24. Januar

Czaplinski, Fritz, aus Schuchten, jetzt Heinrich-Mann-Straße 14, 19230 Hagenow, am 23. Januar

Dommasch, Heinz, aus Schakendorf, Kreis Elchniederung, jetzt Willinghusener Landstraße 84, 22885 Barsbüttel, am 28. Januar

Dorka, Karl, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Sonnenrain 25, 72280 Dornstetten, am 24. Januar

Gudat, Liesbeth, geb. Usko, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Otto-Speckter-Straße 34, 22307 Hamburg, am 27. Januar

Guhl, Liesbeth, geb. Sternberg, aus Schanzenort, Kreis Ebenrode, jetzt Ernst-Moritz-Arndt-Straße 41, 17235 Weustrelitz, am 24. Januar

Grosch, Betty, geb. Ohmke, aus Budeweg, Kreis Elchniederung, jetzt Tiroler Straße 79 B, 70329 Stuttgart, am 29. Januar

Hartmann, Maria, geb. Hasselberg, aus Friedrichshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Zum Jaegerfeld 2, 21077 Hamburg, am 25. Januar

Jacks, Walter, aus Memel, jetzt Lürmannstraße 11, 49076 Osnabrück, am 25. Januar

Karla, Heinz, aus Gutfeld, Kreis Neidenburg, jetzt Glückaufstraße 42, 44575 Castrop-Rauxel, am 24. Januar

Kensy, Alfred, aus Eckwald, Kreis Ortelsburg, jetzt Bauerstraße 40, 41836 Hückelhoven, am 27. Januar

Kliem, Anneliese, geb. Deharde, aus Allenburg, Gerdauerstraße, Kreis Wehlau, jetzt Bookgastweg 1, 26169 Friesoythe, am 25. Januar

Kobusch, Ilse, geb. Langhans, aus Grossendorf, Kreis Heilsberg und Saraunen, Kreis Pr. Eylau, jetzt Am Rotdorn 35, Castrop-Rauxel, am 20. Januar

Kossack, Otto, aus Eydtkau, jetzt Auf dem Knüll 46, 33334 Gütersloh, am 25. Januar

Kozanowski, Edith, aus Eisenberg, Kreis Heiligenbeil, jetzt An den Eigenheimen 13, 17392 Sarnow, am 6. Januar

Labrenz, Helmut, aus Königsberg, Cranzer Allee 93, jetzt Bischofsholer Damm 54, 30173 Hannover, am 16. Januar

Madzuck, Heinz, aus Lindendorf, Kreis Wehlau, jetzt Kötner Berg 5, 21395 Tespe, am 23. Januar

Marquardt, Siegfried, aus Königsberg, jetzt Höpingskamp 40, 48432 Mesum, am 29. Januar

Meier, Hildegard, geb. Kownatzki, aus Rohmanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Trappenweg 8, 23558 Lübeck, am 28. Januar

Meier, Waltraut, geb. Nadzeika, aus Lyck, jetzt Melkerweg 2, 29308 Winsen, am 28. Januar

Meyer, Hildegard, geb. Marold, aus Damerau, Kreis Ebenrode, jetzt Diekhoff 19, 32469 Petershagen, am 28. Januar

Müller, Marta, geb. Czymoch, aus Lyck, jetzt Gustav-Freytag-Straße 25, 65189 Wiesbaden, am 23. Januar

Papendick, Horst, aus Königsberg, Zimmerstraße 4-5, jetzt Kriemhildstraße 25, 45892 Gelsenkirchen, am 25. Januar

Pierlings, Erika, geb. Roeschies, aus Wilpen, Kreis Ebenrode, jetzt Kölner Straße 19a, 41564 Kaarst, am 24. Januar

Powitz, Hans-Ulrich, aus Irglakken, Kreis Wehlau, jetzt Schillerstraße 35, 55262 Heidesheim, am 23. Januar

Preusker, Ilse, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Büllenkothenweg 5, 40229 Düsseldorf, am 29. Januar

Pruss, Walter, aus Mensguth, Kreis Ortelsburg, jetzt Hochriesstraße 23 B, 83209 Prien-Chiemsee, am 23. Januar

Rohde, Kurt, aus Kruppinnen, Kreis Prostken, jetzt Im Kiss 12, 55767 Niederbrombach, am 19. Januar

Schäfer, Gerda, geb. Schulz, aus Jürgen, Kreis Treuburg, jetzt Unterm Römberge 19, 59821 Arnsberg, am 26. Januar

Schmickt, Gerda, geb. Macheit, aus Pillkoppen, Kurische Nehrung, Kreis Fischhausen, jetzt Königstraße 3, 44651 Herne, am 26. Januar

Schneider, Charlotte, geb. Norkeweit, aus Neumühl, Kreis Wehlau, jetzt An der Sandkull 73, 47445 Moers, am 28. Januar

Schönfeld, Hildegard, geb. Stullich, aus Lötzen, jetzt Josef-Winkler-Straße 9, 58710 Menden, am 26. Januar

Scholz, Elly, geb. Girgsdies, aus Loye, Kreis Elchniederung, jetzt Uhlandstraße 118, 10717 Berlin—Wilmersdorf, am 26. Januar

Tesch, Charlotte, geb. Muczenski, aus Weißhagen, Kreis Lyck, jetzt Arikelweg 11, 33739 Bielefeld, am 24. Januar

Teubner, Bernhard, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Bachstraße 12, 88085 Langenargen, am 25. Januar

Walden, Bruno, geb. Wilzopolski, aus Stosnau, Kreis Treuburg, jetzt Schulstraße 7, 79848 Bonndorf, am 23. Januar

Wallis, Brunhilde, geb. Schweiger, aus Schareiken, Kreis Treuburg, jetzt Vegesacker Heerstraße 53, 28757 Bremen

Wiel, Irmgard, geb. Totzek, aus Rastenburg, jetzt Denkhauser Weg 10, 45475 Mühlheim an der Ruhr

Wittmann, Erna, geb. Schmidt, aus Waltershöhe, Kreis Lyck, jetzt Burgweg 22, 67117 Limburgerhof, am 25. Januar

Würger, Helene, geb. Besmehn, aus Inse, Kreis Elchniederung, jetzt Graf-Rudolf-Straße 8, 21680 Stade, am 25. Januar

Zirpins, Edith, geb. Wisbar, aus Schneiderende, Kreis Elchniederung, jetzt Sedanstraße 17, 23554 Lübeck, am 28. Januar



ZUR GOLDENEN HOCHZEIT

Kickstein, Manfred und Lieselotte, geb. Graf, aus Lorenzhall, Kreis Lötzen, jetzt Kirchtorstraße 36, 24601 Wankendorf, am 28. Januar

Korth, Siegfried und Ingeborg, geb. Landes, aus Unter-Eisseln-Abbau, jetzt Mühlweg 48, 67271 Mertesheim, am 20. Januar

Goldap-Erinnerungen

Dreiteilige Bücherserie zur Geschichte des Kreises und der Stadt

Bereits 1994 erschienen, aber nun als Trilogie zur Goldaper Geschichte der schicksalhaften Kriegs- und Nachkriegsjahre ausgebaut ist das Werk „Flucht aus dem deutschen Osten. Erinnerungen an 1944 / 45“ von Dr. Siegfried Zimmermann. „Schlagartig“ will Zimmermann den Leser in die Zeit von Flucht und Vertreibung zurückversetzen – ein gelungenes Vorhaben. Der Herausgeber verschweigt nichts von den Grausamkeiten nach dem Ende des Krieges: „Mein Nachbar und ich waren gerade bei unseren Pferden. Als wir zurückkamen, fanden wir Frau Kallweit, ihre älteste Tochter und unsere Quartierwirtin erschossen vor.“ Nach kurzen Einleitungskapiteln zum Schicksal Ostpreußens und der militärischen Lage präsentiert der Herausgeber Erlebnisberichte, die ein bleibendes Zeugnis jener Zeit abgeben.

Siegfried Zimmermann: „Flucht aus dem deutschen Osten. Erinnerungen an 1944 / 45“, *Selbstverlag der Kreisgemeinschaft Goldap Ostpreußen e. V., 1994, broschiert, 176 Seiten, zirka 13 Euro.*

Von Waltraut Schmidt zusammengestellt ist das Buch „Der Kampf um Goldap“. In Frontberichten von Offizieren und Soldaten kommen das Grauen wie die Sinnlosigkeit des Krieges zum Ausdruck – ein „Dokument gegen den Krieg“, so die Autorin. Die Schilderungen (auch Berichte aus früheren landsmannschaftlichen Publikationen) zeigen viel von der Härte der Zeit: „Am 22.10.1944 besetzte mittags der Russe die Stadt, nebenbei bemerkt, ziemlich kampflos. Nicht wie im Wehrmachtsbericht behauptet, nach harten Kämpfen. Die Evakuierung des ganzen Kreises Goldap, einschließlich der Stadt, war immerhin noch so rechtzeitig durchgeführt, daß die Bevölkerung fast 100%ig lebendig herausgekommen ist. In der Stadt Goldap waren nur etwa zehn, meist ältere Leute, freiwillig zurückgeblieben. Sie wurden nach Goldaps Wiedereroberung durch deutsche Truppen restlos ermordet aufgefunden.“



Foto: Archiv

Waltraut Schmidt: „Der Kampf um Goldap. Erinnerungen an 1944 / 45.“, *Selbstverlag der Kreisgemeinschaft Goldap Ostpreußen e. V., 2005, broschiert, 194 Seiten, zirka 13 Euro.*

Eine vielstimmige und in der Auswahl der Zeitzeugenberichte spannende Sammlung ist der Erinnerungsband „Goldap und Umgebung nach dem Zweiten Weltkrieg. Erinnerungen 1945 / 59“. Die Erlebnisberichte der Bürger über die Ereignisse gegen Kriegsende machen die Geschichte des Kreises als individuelles Schicksal sichtbar: „Von der Friedhofsseite betrat ich die Stadt und mußte mit Grausen feststellen, daß in der Insterburgerstraße, außer den beiden Pfarrhäusern, kein Haus mehr stand. Granaten fielen noch in die Stadt, da die Verteidigungslinie in Höhe der Schloßmühle lag. Ein Sprengstück schlug vor der Volksschule 10 cm von mir in den Boden. Traurig stand ich vor unserer alten Wohnung, wie viele schöne Stunden ich mit meiner Familie darin verlebt hatte und noch vor vier Wochen die Hochzeit unserer Jüngsten dort mitfeiern durfte.“ Die zahlreichen Berichte Heimatverbliebener lassen das ganze Ausmaß der Zerstörung in allen Bereichen erahnen. Das Buch ist als „dritter Band der Goldaper Geschichte“ vom Kriegsende angelegt.

Waltraut Schmidt: „Goldap und Umgebung nach dem Zweiten Weltkrieg. Erinnerungen 1945 / 59“, *Selbstverlag der Kreisgemeinschaft Goldap Ostpreußen e. V., 2005, broschiert, 131 Seiten, 13 Euro.*

Die Bücher sind zu beziehen bei der Kreisgemeinschaft Goldap, Telefon (0 41 93) 52 42.

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT LANDESGRUPPEN



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 6 33 69 80

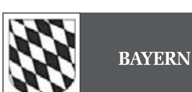
Ludwigsburg – Dienstag, 24. Januar, 15 Uhr Stammtisch in den „Kronenstuben", Kronenstraße 2, Ludwigsburg. Kontakt: Horst Glombowski, Telefon (0 70 62) 93 02 91.

Schwäbisch-Hall – Freitag, 28. April bis Sonnabend, 7. Mai unternimmt die Gruppe der Ost- und Westpreußen sowie Pommern eine Bus- und Schiffsfahrt über Köslin, Danzig, Braunsberg, Königsberg, Tilsit, Vilnius, Riga, Reval, Helsinki und auf dem Seeweg nach Rostock. Zu dieser Reise sind Landsleute und alle Reiselustigen, die etwas Schönes sehen und erleben wollen, ganz herzlich eingeladen. Anmeldung und weitere Auskunft bei Elfi Dominik, Teurerweg 11, 74523 Schwäbisch-Hall, Telefon (07 91) 7 25 53.

Schwenningen – Donnerstag, 2. Februar, 14.30 Uhr finden sich die Senioren zu ihrem Beisammensein im Restaurant „Thessaloniki" ein. Es werden Faschingsbräuche aus Königsberg und Stettin vorgetragen. Danach wird ein Dia-Film gezeigt.

Stuttgart – Donnerstag, 16. Februar, 15 Uhr findet der beliebte Faschingsnachmittag im Haus der Heimat, im großen Saal statt. Das Motto der Veranstaltung lautet „Stint Ahoi" – Pappnasen, gute Laune und eventuell lustige Solobeiträge sind mitzubringen. Ebenso sind Kuchen, Gebäck und Faschingsdeko gefragt. Landsmann Binder wird mit seinem Akkordeon und mit Gesang für gute Stimmung sorgen.

Ulm / Neu-Ulm – Donnerstag, 16. Februar, 13 Uhr traditionelles Fischessen der Gruppe. Anmeldungen bei Gerda Stegmaier, Telefon (07 31) 5 42 23.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Tel. (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Amberg – Dienstag, 7. Februar, 14.30 Uhr Treffen der Gruppe im „Altstadthotel", Batteriegasse 2. Kontakt: Bruno Brückmann, Telefon (0 96 28) 3 37.

Ansbach – Sonnabend, 21. Januar, 17 Uhr Treffen zum Grützwurstessen mit Musik und guter Laune im Restaurant „Platengarten".

Bad Reichenhall – „Wirds besser, wirds schlimmer fragt man all jährlich. Sein wir ehrlich: Leben ist immer lebensgefährlich" mit diesem Zitat von Erich Kästner begrüßte Landsmann Hoffmann Landsleute und Gäste zum 1. Heimatnachmittag im neuen Jahr und gedachte dabei an das große Unglück am 2. Januar 2006. Für die vorbildliche Kassenführung dankte Hoffmann der Schatzmeisterin Jutta Karl mit einem Geschenk. Dann folgte der Jahresrückblick. Besonders Vorträge waren der zum 200. Todestag Friedrich Schillers, zum 150. Geburtstag von Ganghofer und über den Schicksalstag der Deutschen, den 9. November. Alle waren nun gespannt auf den lange angekündigten Vortrag von Oberstudiendirektor Stefan Gauer über: „Nikolaus Kopernikus", geboren 1473 in Thorn, Westpreußen. Der Vater war deutscher Kaufmann. Mit 22 Jahren wurde Nikolaus Domherr in Frauenburg im Ermland. Er war frei von jeglichen materiellen Sorgen – unvorstellbar. Die Turmwohnung, das Studierzimmer und sein Sterbezimmer sind inzwischen wiederaufgebaut. Von Frauenburg kam er als Arzt und Wissenschaftler nach Allenstein. 1516 kehrte Kopernikus nach längeren Studien in Italien (Bologna und Padua) zu seinem Onkel zurück und wurde in Allenstein Statthalter mit einem riesigen Verwaltungsbezirk. Trotzdem fand er noch Zeit für seine Studien. In seinem Kopf entstand das neue Weltbild. Sein Hauptwerk: „Die Kreisbewegungen der Himmelskörper. Eine Aufgabe, die ihn fast bis zu seinem Tode 1543 beschäftigen sollte. Seine Entdeckung: Die Erde dreht sich um die eigne Achse und ist ein kreisender Planet um die Sonne. Diese geniale, göttliche Eingebung wäre vielleicht nicht bekannt geworden, hätte sich nicht sein Freund, ein Mathematik-Professor in Wittenberg, für ihn eingesetzt und das Werk veröffentlicht. Stefan Gauer ging dann noch auf die Folgen der umwälzenden Entdeckung ein. Der Mensch, eine Minifigur, stand nun nicht mehr im Mittelpunkt des Universums. In der anschließenden Diskussion wurden noch physikalische, religiöse und philosophische Aspekte erörtert.

Bamberg – Mittwoch, 15. Februar, 16 Uhr Treffen der Gruppe in der Gaststätte „Tambosi", Promenade. Kontakt: Ruth Leskien, Don-Bosco-Str. 9, 96047 Bamberg.

Erlangen – Donnerstag, 9. Februar, 18 Uhr Treffen mit Tilsiter-Käse-Essen im Jugendzentrum Erlangen, Raum 20. Kontakt: Ursula Rosenkraut, 91054 Rathsbergstift, Rathsbergerstr. 63, 91054 Erlangen.

Ingolstadt – Sonntag, 12. Februar, 14.30 Uhr Monatliches Heimattreffen im Gasthaus „Bonschab", Münchner Str. 8, Ingolstadt.

Landshut – Dienstag, 7. Februar, 11 Uhr Weißwurstessen im Gasthaus „Heigl" in der Herrengasse Landshut.

München – Sonnabend, 28. Januar, 14.30 Uhr Treffen der Gruppe München Nord-Süd im Haus des Deutschen Ostens, Am Lilienberg 5, München zur gemeinsamen Kaffeetafel. Anschließend zeigt Astrid von Menges Dias von der deutschen 750-Jahrfeier in der Pregelmetropole Königsberg und liest aus ihrem Buch „Orangen für Königsberg".

Starnberg – Mittwoch, 8. Februar, 15 Uhr Treffen im „Café Prinzeß im Bayerischen Hof". Auf dem Programm steht ein unterhaltsamer Nachmittag mit Erinnerungen an heimatliche Bräuche. Kontakt: Arnold Birk, Telefon (0 81 51) 74 44 58.

Neu-Ulm – Donnerstag, 16. Februar, 13 Uhr traditionelles Fischessen der Gruppe. Anmeldungen bei Gerda Stegmaier, Telefon (07 31) 5 42 23.

Waldkraiburg – Mittwoch, 25. Januar, 14 Uhr Zusammenkunft der Ostpreußengruppe im Lokal „Graf Toerringhof" in Waldkraiburg, Berliner Str. 20. Kontakt: Heinz Brack, Telefon (0 86 38) 81 02 96.



BERLIN

Vors.: Hans-Joachim Wolf, Telefon (03 37 01) 5 76 56, Habichtweg 8, 14979 Großbeeren, Geschäftsführung: Telefon (0 30) 23 00 53 51, Deutschlandhaus, Stresemannstraße 90, 10963 Berlin

HEIMATKREISGRUPPEN

Lötzen – Donnerstag, 2. Februar, 14.30 Uhr Treffen im Restaurant „Oase Amera", Borussiastr. 62, Berlin-Tempelhof. Anfragen an Willi Grewig, Telefon (0 30) 62 60 92 22.

Lyck – Sonnabend, 4. Februar, 15 Uhr Treffen in den „Ratsstuben JFK", Am Rathaus 9, Berlin-Schöneberg. Anfragen an Peter Dziengel, Telefon (0 30) 824 54 79.

Mohrungen – Freitag, 3. Februar, 15 Uhr Treffen in der Gaststätte „Sternstunde", Kreuznacher Str. 29, 14197 Berlin. Anfragen an Ursula Dronsek, Telefon (0 30) 216 43 38.

Rastenburg – Sonntag, 15 Uhr Treffen im Restaurant „Stammhaus", Rohrdamm 24B, 13629 Berlin. Anfragen an Herbert Brosch, Telefon (0 30) 801 44 18.

Tilsit-Stadt / Tilsit-Ragnit – Sonnabend, 21. Januar, 15 Uhr Jahreshauptversammlung in den „Ratsstuben JFK", Am Rathaus 9, 10825 Berlin. Anfragen Tilsit-Stadt bei Heinz-Günther Meyer, Telefon (0 30) 2 75 18 25, Anfragen Ragnit bei Emil Drockner, Telefon (0 30) 8 15 45 64.

Wehlau – Sonntag, 5. Februar, 15 Uhr Treffen im Bräustübl, Bessemerstr. 84, 12103 Berlin. Anfragen an Lothar Hamann, Telefon (0 30) 6 63 32 45.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Telefon (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremen – Montag, 30. Januar, 15.15 Uhr (im Eingang des Klosters, Kolpingstr. 1c) Führung durch das wiederbelebte Kloster im Bremer Schnoor durch Wilhelm Tacke, Vorsitzender des Bremer Heimatbundes. Wilhelm Tacke zeigt das Brigittenkloster und ermöglicht einen Einblick in einen interessanten Bereich bremischer Geschichte. Anschließend gibt es eine Kaffeetafel mit selbstgebackenem Kuchen (5 Euro). Wegen der Notwendigkeit der Vorbestellung wird eine Anmeldung unter Telefon (04 21) 3 46 97 18 erbeten.

ORTSGRUPPEN

Bremerhaven – Freitag, 17. Februar, 14 Uhr Jahreshauptversammlung der Ost- und Westpreußen sowie der Elbinger im Barlach-Haus. – Bericht vom Heimatnachmittag: Zweimal Grund zur Freude hatte Helmut Gutzeit, Vorsitzender der Landesgruppe der Ostpreußen, als er auf dem Heimatnachmittag unserer Gruppe seine Dias vorführte. Zum einen war er begeistert über den Wiederaufbau und den Zustand Königsbergs im Sommer 2005, als die Stadt ihr 750-jähriges Bestehen feierte. Russen und Deutsche haben „ihre" Stadt herausgeputzt, so daß sie sich teilweise nicht mehr von einer westeuropäischen Großstadt unterscheidet: der Dom, das Kantgrabmal, der Hauptbahnhof, das Haus der Räte, die orthodoxe Kirche am Hansa-Platz mit ihren goldenen Kuppeln, das Spielcasino, die Hallen der Ostmesse, das Denkmal des Herzogs Albrecht, das Königstor mit den restaurierten Statuen von König Ottokar II., Herzog Albrecht und Kaiser Wilhelm I. mit ihren jeweiligen Wappen. Aber auch die (Haupt-)Straßen, die Straßenbeleuchtung, Parkplätze, Fassaden, Baumärkte, Springbrunnen – alle sind in tadellosem Zustand, wie der russische Präsident Putin und der damalige Bundeskanzler Schröder bei den Feierlichkeiten zufrieden feststellten. Die zweite Freude mischte sich mit Stolz, daß er selbst tatkräftig mitgeholfen hatte, aus der ausgebrannten Ruine einer alten deutschen Villa in seinem Geburtsort Friedland ein Begegnungszentrum für Deutsche, Russen und alle an der ostpreußischen Geschichte und Kultur Interessierte zu machen. Das Gebäude, das mit deutschem Geld, aber von russischen Architekten und Bauleuten wieder erstellt worden ist, trägt den Namen „Deutsch-russisches Kultur-Gemeinschaftshaus Friedland" und dient dem Zusammenkommen von Russen und Deutschen, Jugendlichen, Studenten, Gesangsvereinen Trachtengruppen und anderen kulturellen Vereinigungen. Es wurde feierlich mit Politikern, Presse, einer russischen Trachtengruppe und dem Ehepaar Gutzeit aus Bremen eingeweiht. Im Inneren befinden sich Konferenzräume für bis zu 70 Personen, Unterrichtszimmer, Schlafräume, modernes und klassisches Mobiliar und zum Teil deutsche Literatur. Die Freude über das Erreichte schwang in den Ausführungen des Ostpreußen-Landesvorsitzenden mit. Für diese und die Dias, die uns in ein fast unbekanntes, weil modernes, wieder entstehendes Ostpreußen entführten, dankten die Vorsitzende Marita Jachens-Paul und alle Anwesenden mit herzlichem Applaus.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax. (0 40) 6 93 35 20.

HEIMATKREISGRUPPEN

Gumbinnen – Sonnabend, 11. Februar, 14 Uhr Kreisgruppentreffen im Haus der Heimat, Teilfeld 1 (S-Bahn bis Stadthausbrücke oder U-Bahn bis Rödingsmarkt, dann Fußweg von acht Minuten Richtung Michaeliskirche). Thema: Fastnachtliches Fröhlichsein – eigene Beiträge sind gefragt (Bräuche, selbst Erlebtes). Landsleute und Gäste sind herzlich eingeladen. Es gibt eine Kaffeetafel. Kontakt: Mathilde Rau, Telefon (0 40) 6 01 64 60.

Heiligenbeil – Jahreshauptversammlung der Heimatkreisgruppe Heiligenbeil am 4. Februar, um 14 Uhr im Seniorentreff, Am Gojenbomm 30. Kostenbeitrag für Kaffee und Kuchen 3 Euro. Sie erreichen den Seniorentreff mit der U-Bahn Linie 3, Richtung Mümmelmannsberg, bis Horner Rennbahn, Ausgang „Am Gojenboom". Da Vorstands-Wahlen sind, wird um rege Beteiligung gebeten. Anmeldung bei Landsmann K. Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60, bis 2. Februar.

Insterburg – Freitag, 3. Februar, 14.30 Uhr Jahreshauptversammlung und Jahresrückblick, Kappenfest mit Gedichten und Liedern unserer lieben Insterburger. Das Treffen findet in der „Postkutsche", Horner Landstr. 208, statt.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 7. Februar, 15 Uhr trifft sich die Gruppe im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei", Möllner Landstraße 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz, U-Bahn Billstedt). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 30 Januar, 15 Uhr Heimatnachmittag im Gasthaus „Waldquelle", Meckelfeld, Höpenstraße 88 (mit Bus 443 bis Waldquelle). Es gibt einen Film zu sehen mit dem Titel „Eisfischen am Goldaper See; die Kurische Nehrung und das Memelland", von und mit Dieter Gustmann. Kontakt: Adolf Naroska, Große Str. 97, 21075 Hamburg.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Darmstadt – Sonnabend, 21. Januar, 15 Uhr Treffen der Danziger im Bürgersaal des Luise-Büchner-Hauses, Neu-Kranichstein, Grundstr. 10 (EKZ). Nach der gemeinsamen Kaffeetafel berichten Alfred Jüngling und seine Frau über eine Reise im August 2005 nach Nordostpreußen und den dabei aufgetretenen Schwierigkeiten.

Frankfurt am Main – Mittwoch, 8. Februar, 14 Uhr Spielenachmittag im Haus der Heimat in der Pothstr. 10, Frankfurt am Main. Der Spielenachmittag findet künftig jeden zweiten Mittwoch statt. Kontakt: Gerlinde Groß, Telefon (0 60 81) 5 97 34.

Wiesbaden – Donnerstag, 16. Februar, 15.11 Uhr Närrischer Nachmittag mit Kreppelkaffee. Mit von der Partie sind die beliebten und Ihnen bekannten Büttenredner Helmut Budde, Karl Heinz Dinges, Tanja Faulhaber-Budau, Benno Fraustadt und natürlich Stefan Fink. Für den musikalischen Rahmen sorgen Nico Hollmann mit seinem Orchester sowie unser Landsmann Hans-Georg Budau und Karl-Heinz Sturm als Stimmungssänger. Durch das närrische Programm führt in bewährter Weise Stadtrat Manfred

»Schattenland«

Masuren kommt ins Kino


Foto: Edition Salzgeber

Der größte Schatz Ostpreußens: Seine einzigartige Natur

In ihrem aktuellen Film „Schattenland" nehmen der Regisseur Volker Koepp und sein langjähriger Kameramann Thomas Plenert die Kinobesucher mit auf eine Reise nach Masuren, in die wohl bekannteste Landschaft Ostpreußens.

Der Film konzentriert sich auf Begegnungen mit Menschen, die abseits der touristischen Gegenden Masurens wie gestrandet erscheinen – Bauern, die in der vermeintlichen Idylle die kurzen Sommer dafür nutzen, dem kargen Boden Getreide abzuringen. Ukrainer, die nach dem Zweiten Weltkrieg zwangsumgesiedelt wurden, und die es nach Polens EU-Beitritt in ihre Heimat nach Osten zieht. Und Fischer, die einige der einst sprichwörtlich fischreichen 3000 Seen auch im Winter befischen.

Bis heute blieb Masuren dünn besiedelt und zählt trotz des Tourismus zu den ärmsten Gegenden Europas. Besonders betroffen sind die Grenzregionen zu Königsberg im nördlichen Ostpreußen. Auch heute noch sind die Spuren der Geschichte unübersehbar: Dreißigjähriger Krieg, Pest, Hungersnöte, Tatareneinfälle, Napoleonische Kriege und russische Besatzungen sowie die Schlachtfelder beider Weltkriege des 20. Jahrhunderts. 1945 kommt das südliche Ostpreußen unter polnische Verwaltung. Mit historischem Interesse spürt der Film auch Sprachen- und Nationalitätenstreit nach, so sagt ein weniger wohlmeinendes Sprichwort: „Wo sich aufhört die Kultur, beginnt zu leben der Masur". Eine Reise durch Masurens Grenzlandschaft im Schatten der Geschichte ist somit das große Thema des anderthalbstündigen Dokumentarfilms.

Informationen zum Film, zu den aktuellen Spielterminen und den bundesweiten Kinos auf der Internetseite www.delicatessen.org. Schattenland von Volker Koepp, D 2004, 88 min., Polnisch, Ukrainisch, Deutsch mit teilweise dt. Untertiteln, Bundesstart: Donnerstag, 2. Februar 2006.

Der 1944 in Stettin geborene Koepp ist seit 1971 als Regisseur tätig und hat seitdem in zahlreichen Dokumentarfilmen seine Liebe und seine emotionale Verbindung zu Osteuropa zum Thema seines Schaffens gemacht. Gerade die jüngsten Produktionen „Uckermark", „Kurische Nehrung" und „Pommerland" waren in Bezug auf die Bildersprache stilbildend.

Laubmeyer. Bringen Sie neben lustiger Kopfbedeckung auch Freunde und Bekannte mit. Kostenbeitrag 3,11 Euro. Kontakt: Familie Schetat, Telefon (0 61 22) 1 53 58.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstraße 30 b, 31275 Lehrte, Telefon (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Straße 122, 29223 Celle, Telefon (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Telefon (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto von Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Telefon (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Christine Gawronski, Zilleweg 104, 31303 Burgdorf, Telefon (0 51 36) 43 84

Braunschweig – Mittwoch, 8. Februar, 16 Uhr nächste Veranstaltung der Gruppe im „Stadtparkrestaurant“, Jasperallee 42 in Braunschweig (wegen Renovierungsarbeiten und Betreiberwechsel im „Stadtparkrestaurant“ zu diesem Termin). Hannelore Pirlick vom Verein Deutsche Sprache wird über das Thema „Ernst Wiechert und die deutsche Sprache“ referieren.

Göttingen – Freitag, 27. Januar, 15 Uhr lädt die Gruppe alle Heimatvertriebenen herzlich zu einer Filmvorführung „Samlandbahn – von Königsberg in die ostpreußischen Seebäder“ im Schützenhaus Göttingen am Schützenanger ein. Kontakt: Telefon (05 51) 6 36 75.

Osnabrück – Donnerstag, 26. Januar, 15 Uhr Literaturkreis in der Gaststätte „Bürgerbräu“, Blumenhaller Weg 43. – Dienstag, 31. Januar, 16.45 Uhr Kegeln im Hotel „Ibis“, Blumenhaller Weg 152. – Sonnabend, 4. Februar, 11 Uhr Jahreshauptversammlung mit Grützwurstessen in der Stadthalle, Raum Osnabrücker Land. Anmeldungen bei Xenia Sensfuß, Telefon (05 41) 43 07 51 und Gertrud Franke, Telefon (05 41) 6 74 79.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstraße 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Donnerstag, 2. Februar, 15 Uhr Gesprächskreis der Königsberger und Freunde der ostpreußischen Hauptstadt, in der Wilhelmstr. 13, 6. Stock. – Montag, 6. Februar, 15 Uhr Zusammenkunft der Frauengruppe der Ost- und Westpreußen in der Wilhelmstr. 13, 6. Stock.

Bonn – Sonnabend, 28. Januar, 20 Uhr veranstaltet die Gruppe das traditionelle Winterfest. Gefeiert wird im „Brückenkopf-Forum“, großer Saal in Bonn-Beuel, neben der Kennedy-Brücke. Motto der Veranstaltung: Schiffe fahren über Berge. Es spielt die Kapelle Pegasus Dance Band. Weitere Mitwirkende sind der Shanty-Chor Bonn, das Ballett der Musikschule Sankt Augustin. Außerdem gibt es Sketche und eine Große Tombola. Der Eintritt beträgt 17 Euro, Schüler, Studenten und BJO 10 Euro. Kontakt: Kreisgruppe Bonn, Telefon (0 22 41) 31 13 95.

Burgsteinfurt – Nach jahrelangem Bemühen der Ostpreußen, an Straßennamen mit ostdeutschem Bezug sogenannte Legendenschilder als Erläuterung anzubringen, erfolgte Ende 2005 die Anbringung von 31 Schildern an 14 Straßen in den Ortsteilen Burgsteinfurt und Borghorst. Die Finanzierung übernahm der Ortsverband der Landsmannschaften. Bürgermeister Hoge und der Vorsitzende der Gruppe, Landsmann Gärtner, brachten zum Auftakt das erste Schild an der „Königsberger Straße“ an. Die örtliche Presse berichtete. Weitere Aktivitäten 2005 waren der ausgezeichnete Vortrag mit Dias über Nordostpreußen von und mit dem russischen Reiseleiter Eugen Snegowski aus Jantarny (Palmnicken) im Februar. „750 Jahre Königsberg“ war das Thema, das Lorenz Grimoni im Juni im Vortrag behandelte. Im September erfolgte der Besuch der Ausstellung im Stadtmuseum Königsberg in Duisburg. Alle Veranstaltungen fanden großes Interesse. Geplant ist im März der Besuch der Ausstellung „Aufbau West. Neubeginn zwischen Vertreibung und Wirtschaftswunder“ im Westfälischen Industriemuseum in Dortmund.

Duisburg – Sonntag, 29. Januar, 16 Uhr Treffen in der Marienkirche Duisburg (U-Bahn-Haltestelle Steinsche Gasse). Das Rosenau-Trio präsentiert „Aus dem Leben eines Taugenichts“ nach der berühmten Novelle von Joseph von Eichendorff. Geboten werden die Erzählung, Klavierstücke sowie Gesangsdarbietungen. Der Veranstaltung vorgeschaltet ist ab 14.30 Uhr im benachbarten Gemeindehaus ein Beisammensein mit Kaffee und Kuchen. Zu dieser Veranstaltung sind auch die Mitglieder aller Landsmannschaften, Gäste und Freunde eingeladen. Verantwortlich ist Lorenz Grimoni.

Ansichtssache



Foto: Archiv

Eine ostpreußische Winterlandschaft: Blick auf Kobulten im Kreis Ortelsburg in den 30er Jahren. Die katholische Kirche St. Josef der Arbeiter (im Bild rechts) und ihre neogotische Ausstattung sind weitgehend erhalten.

Düsseldorf – Montag, 23. Januar, 18 Uhr Buchpräsentation von Johann Steiner „Hansi Schmidt – Weltklasse auf der Königsposition – Biographie eines Handballers“, im Gerhart-Hauptmann-Haus (GHH), Konferenzraum. – Dienstag, 7. Februar, 19 Uhr Vortrag mit Dias von Horst Löffler: „Die deutsche Minderheit in den böhmischen Ländern heute – Auslaufmodell oder Hoffnung für die Zukunft?“ im GHH, Raum 412. – Mittwoch, 8. Februar, 15 Uhr Ostdeutsche Stickerei im GHH, Zwischengeschoß. – Freitag, 10. Februar, 18 Uhr Stammtisch im „Pils“, Schlesische Str. 92, (Eller-Lierenfeld), erreichbar mit Bussen der Linien 721, 722 und 724 bis „Richardstraße“.

Ennepetal – Donnerstag, 16. Februar, 18 Uhr Jahreshauptversammlung und Monatstreff der Gruppe. Nähere Informationen bei Landsmann Gräf, Telefon (0 23 33) 57 66. Um rege Teilnahme wird gebeten, Gäste sind herzlich willkommen.

Gevelsberg – Sonnabend, 21. Januar, 17 Uhr (neue Anfangszeit! Einlaß 16.45 Uhr) Kultureller Heimatabend in der Gaststätte „Keglerheim“, Hagenerstraße 78. Anschließend gemütliches Beisammensein. Gäste herzlich willkommen.

Haltern – Am 8. Januar begrüßte der Vorsitzende Adolf Nowinski im mit über 50 Gästen gut gefüllten „Kolpingtreff“ die Ost- und Westpreußen aber auch einige Gäste der Gruppe Herne zur Jahreshauptversammlung. Die Geburtstagskinder des letzten Monats wurden durch Annemarie Slaby geehrt. Nach dem Totengedenken brachte der Vorsitzende den Tätigkeitsbericht aus dem vergangenen Jahr. Im vergangenen Jahr haben die Heimatvertriebenen besonders auf die Ereignisse vor 60 Jahren zurückgeblickt. 60 Jahre nach den schrecklichen Erlebnissen während der Flucht und Vertreibung ist eine andere Einstellung der großen Medien zu verzeichnen. Fast täglich konnte man Fernsehbeiträge zur Heimat mit meist korrekter Kommentierung sehen. Die Gruppe hat im letzten Jahr die Aufgabe, den Gedanken an die Heimat und das erlittene Unrecht in der Bevölkerung gegenwärtig zu

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 18

Unvergängliches

Brauchtum lockt neue Besucher an



Foto: Weissmann

Viel bewundert: Schlesische Trachten

Wie das Feuerwerk tags darauf, zündeten auch die Ideen, Vorträge und Lesungen beim „Brauchtumsnachmittag“ im Hamburger Haus der Heimat am 30. Dezember. 120 Besucher kamen – wegen des Andrangs konnte der Saal kaum alle Gäste und Mitglieder aufnehmen. Die Oberschlesier, bemüht, die Veranstaltung mit Hilfe der Ost- und Westpreußen liebevoll vorzubereiten, hatten eingeladen und sogar der NDR Hamburg sendete einen Hörfunkgruß der Ost- und Mitteldeutschen von der Veranstaltung. Trachtenträger, so Charlotte Westermann in der Hirschberger Frauentracht, Willibald Piesch in seiner ostschlesischen Männertracht und Landsmann Beer in Siebenbürger Männertracht sowie Frau Brenker in ihrer Bellbucker pommerschen Frauentracht boten den begeisterten Zuschauern ein farbiges Bild. Der „Schlesierchor“ und der Chor „Abendklang 2000“ der Deutschen aus Rußland begleiteten die Brauchtumsreise musikalisch. Viele Gäste und „Neue“ staunten, wie lebendig die Ost- und Mitteldeutschen in der Hansestadt sind. Brauchtumsvorträge – unter anderem über „Danziger Kornträger“, den „westpreußischen Schimmelreiter“ sowie die „Legende vom Weihnachtsgarten in Königsberg“ – trugen zum Gelingen der Veranstaltung bei. Mit einem Silvesterglückwunsch und lautem Knallen von Silvestertüten klang die Veranstaltung aus.

E.B.

halten, voll erfüllt. Erwähnt werden sollen kurz folgende Aktivitäten: Im März zeigte Heinz Klettke Dias, außerdem wurde die Dichterin Johanna Ambrosius vorgestellt. Zum 750jährigen Bestehen Königsbergs berichteten als Zeitzeugen Renate Hermann und Landsmann Witt über Erlebnisse am Kriegsende. Im Mai organisierte Waldemar Lange eine Busfahrt zum Deutschlandtreffen, im Juni Rudi Bonk einen Halbtagsausflug nach Erle. Im September gedachte die Gruppe des Kriegsbeginns. Zum Erntedank im Oktober trugen Heinz Klettke und Renate Herrmann Gedichte vor. Im November stellte Klettke den Dichter Hans Helmut Kirst vor, danach wurden Dias zum „Urlaub in Ostpreußen“ gezeigt. Die vierwöchige Fotoausstellung in der Sparkasse Haltern im November war dank zahlreich erschienener Landsleute und Bürger ein Zeichen dafür, daß die unermüdliche Arbeit für die Heimat auch bei Nichtvertriebenen Anklang findet. Den Ausklang des Jahres bildete die Adventsfeier. Für das Zentrum gegen Vertreibungen wurden von der Gruppe 500 Euro gespendet. Bei den Vorstandswahlen wurde der alte Vorstand einstimmig wiedergewählt. Neu besetzt wurde der Posten des Kulturwarts mit Gerhard Witt. Anschließend hielt Johannes Schley einen Vortrag „Was kostet uns die EU?“.

Köln – Dienstag, 7. Februar, Heimatnachmittag im Kolpinghaus, Helenenstr. 32. Es ist Fasching wie daheim, mit Musik, dem Duo Brenner und „Ostpreußen lustig“. Sollten Beiträge gewünscht werden, bitte Meldung unter Telefon (02 21) 79 16 16. Bitte unter dieser Telefonnummer für das Essen Kartoffelsalat und Würstchen anmelden. Deko, Orden, Wappen oder Kostüme sind erwünscht.

Neuss – Sonntag, 5. Februar findet die Jahreshauptversammlung der Gruppe statt. Nähere Informationen bei Peter Pott, Telefon (0 21 37) 7 77 01.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Kaiserslautern – Sonnabend, 4. Februar, 14.30 Uhr Treffen der Gruppe in der Heimatstube, Lutzerstr. 20 in Kaiserslautern. Kontakt: Norbert F. A. Heise, Steinstr. 15 a, 67678 Baalborn, Telefon (0 63 03) 65 61.

Mainz – Sonnabend, 21. Januar, 14.30 Uhr Jahreshauptversammlung im Blindenzentrum Mainz, Untere Zahlbacher Str. 68. Auf dem Programm stehen die Berichte des 1. Vorsitzenden, der Kassenprüferin und -prüfer sowie der Frauenreferentin. Danach: Aussprache / Verschiedenes, Wahl des Wahlleiters, Entlastung sowie Neuwahl des Vorstandes. Danach närrischer Heimatnachmittag mit Kreppelkaffee. Die Kreppel bitte bestellen bei Frau Biniakowski, Telefon (0 61 31) 67 73 95. Um karnevalistische Beiträge wird gebeten. Kontakt: Johannes Freitag, Telefon (0 61 31) 33 13 47. – Termine im neuen Jahr: Kaffeestunde der Damen, jeden dritten Dienstag im Monat, 15 Uhr im Altenpflegeheim Martinsstift, Raupelsweg 1, 55118 Mainz; Kartenspielen ist jeden Freitag, 13 Uhr in der „Gut Stubb“, Schönbornstr. 16, 55116 Mainz.



SAARLAND

Vors.: Martin Biesen, Wetschauser Str., 66564 Ottweiler / Fürth, Telefon: 0 17 36 18 35 37

LANDESGRUPPE

Liebe Landsleute und Leser der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* – aus vielen Anrufen von Landsleuten und Interessenten an unserer Heimat Ost- und Westpreußen habe ich, Martin Biesen, festgestellt, daß viele von der Existenz der Landesgruppe gar nichts wissen – es ist auch lange nichts mehr von dieser Gruppe berichtet worden. Der neue Vorstand will dieses jetzt aber nachholen, da er selber ein großes Interesse an der Heimat hat, und die Landesgruppe Saarland noch viele Mitglieder braucht. Darum sind alle Interessenten aufgerufen, sich als Mitglieder beim Landesvorsitzenden oder der Gruppe zu melden und sich bei uns aufnehmen zu lassen. Da wir im Februar eine Vorstandssitzung haben, wird dort über Veranstaltungen beraten und entschieden, was wir machen wollen. Die Veranstaltungen werden dann im Ostpreußenblatt bekanntgegeben. Zur Kontaktaufnahme siehe Adresse oben.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 1. Februar, 14–16 Uhr Handarbeits-/Frauennachmittag im Bestehornhaus, Zimmer 6.

Dessau – Montag, 30. Januar, 14.30 Uhr Singegruppe in der Begegnungsstätte „Heinz Rühmann“. – Montag, 6. Februar, 14.30 Uhr Singegruppe in der Begegnungsstätte „Heinz Rühmann“. Kontakt: Sigrid Krüger, Saarstr. 52, 06846 Dessau.

Magdeburg – Dienstag, 31. Januar, 13.30 Uhr Handarbeitsgruppe „Stickerchen“ in der Immermannstr. 19. – Dienstag, 31. Januar, 16.30 Uhr Vorstandsberatungen. – Sonntag, 5. Februar, 14 Uhr monatliches Gesamttreffen in der Gaststätte „SV Post“.

Schönebeck – Freitag, 3. Februar, 14 Uhr Heimatnachmittag der Gruppe bei der Volkssolidarität „Am Stadtfeld“ in Schönebeck. Alle Mitglieder sind herzlich eingeladen. Kontakt: Erwin Schneider, Telefon (0 39 28) 84 41 89.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Fehmarn – Dienstag, 14. Februar, 15 Uhr Monatstreff der Ost- und Westpreußen und Danziger im „Haus im Stadtpark“. Es gibt einen Vortrag von Fritjof Berg aus Kiel zum Thema „Königsberg früher und heute – 750 Jahre“. Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Brigitte Christensen, Telefon (0 43 71) 22 42.

Kiel – Mittwoch, 25. Januar, 18 Uhr Treffen der Arbeitsgemeinschaft für Landeskunde der deutschen Ostgebiete zur Filmvorführung „Der Untergang“. – Sonntag, 29. Januar, 15 Uhr Treffen der Aussiedlergruppe im Haus der Heimat.

Mölln – Mittwoch, 25. Januar, 15 Uhr Treffen im „Quellenhof“, Mölln. Dort wird Kriminalhauptkommissar Manfred Thiel aus Ratzeburg einen Vortrag über das Thema „So schützen Sie sich im Alter“ halten.

Die Rede des Sprechers der Landsmannschaft Ostpreußen, Wilhelm v. Gottberg, auf der Großveranstaltung des Deutschlandtreffens der Ostpreußen am 22. Mai 2005 in Berlin liegt ab sofort als Druckschrift vor. Die 24seitige Broschüre kann schriftlich gegen Zusendung von 1,50 Euro in Briefmarken bei der Landsmannschaft Ostpreußen, Zentrale, Parkallee 86, 20144 Hamburg, bestellt werden.

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonntag, 22. Januar, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und neue Heimat. Magazin

Sonntag, 22. Januar, 21.15 Uhr, 3sat: Dachau. Doku

Montag, 23. Januar, 22.15 Uhr, RBB: Hier spricht Berlin. 75 Jahre Radio aus der Masurenallee. Doku

Dienstag, 24. Januar, 13.45 Uhr, BRAlpha: Die Oder. Wasserstraße. Doku

Mittwoch, 25. Januar, 20.45 Uhr, Arte: Hollywood und der Holocaust. Doku

Donnerstag, 26. Januar, 16.30 Uhr, Hessen: Schloß Charlottenburg. Doku

Donnerstag, 26. Januar; 20.15 Uhr, RBB: Der Bombenkrieg. Doku

Freitag, 27. Januar, 20.15 Uhr, 3sat: Familie Hitler. Im Schatten des Diktators. Doku

Dittchenbühne

Elmshorn – Sonnabend, 21. Januar, 18 Uhr Eisgrillen im Theaterhof (nur bei entsprechender Witterung). – Sonntag, 22. Januar, 16 Uhr sowie Sonntag, 29. Januar, 16 Uhr „Die Patrioten“, Komödie von Petras Vaiciunas. – Dienstag, 24. Januar, 19 Uhr Finnischer Abend. Referentin: Paula Jääsalmi-Krüger. – Dienstag, 31. Januar, 16 Uhr „Die Bremer Stadtmusikanten“. Das Märchentheater Marianne Vocke bietet Stabpuppenspiel für jung und alt. Nähere Informationen sowie Karten zu den Veranstaltungen unter Telefon (0 41 21) 8 97 10.

Ostpreußisches Landesmuseum

Lüneburg – Mittwoch, 25. Januar, 19.30 Uhr Vortrag von Dr. Andreas Kossert (Deutsches Historisches Institut Warschau): „Ostpreußen. Geschichte und Mythos“. – Mittwoch, 8. Februar, 19 Uhr Diashow mit Mathias Hanke zum Thema „Von Königsberg durch das Baltikum nach St. Petersburg“. Nähere Informationen beim Landesmuseum unter Telefon (0 41 31) 7 59 95-15.

Bismarckbund

Kiel – Sonnabend, 28. Januar Jahresempfang des Bismarckbundes, Landesverband Schleswig-Holstein und der SWG Schleswig-Holstein mit politischem Jahresrückblick. Nähere Informationen bei der Geschäftsstelle des Bismarckbundes, Telefon (0 41 01) 58 50 oder (04 31) 5 79 65 56 sowie im Internet www.bismarckbund.de

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift. Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel. Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben



BRAUNSBERG

Kreisvertreter: Manfred Ruhnau, Telefon (0 22 41) 31 13 95, Fax (0 22 41) 31 10 80, Bahnhofstraße 35 b, 53757 Sankt Augustin. Geschäftsstelle: Stadtverwaltung Münster, Patenstelle Braunsberg, 48127 Münster, Telefon (02 51) 4 92 60 51

Sechstes Begegnungstreffen in der Heimat – Das Treffen findet vom Mittwoch, 14. Juni bis zum Donnerstag, 22. Juni (insgesamt 9 Tage) statt, hier das vorgesehene Programm: Am Mittwoch, dem 14. Juni, Abfahrt der Busse ab Deutschland zur Zwischenstation nach Schneidemühl / Pila; am Donnerstag, dem 15. Juni, (Fronleichnam) Weiterfahrt nach Braunsberg, Begrüßung durch den Bürgermeister, einchecken in die Hotels. Gemeinsamer Gottesdienst in der Kreuzkirche, anschließend gibt es Abendessen in den jeweiligen Hotels; am Freitag, dem 16. Juni, Fahrt nach Frauenburg, es gibt eine Dombesichtigung mit Orgelkonzert, einen Besuch des Gedenksteins und danach die Haffüberfahrt, Bademöglichkeit, Rückfahrt mit den Bussen, eventuell auch mit dem Schiff; der Sonnabend, der 17. Juni steht den Teilnehmern zur freien Verfügung, ab 19 Uhr findet ein Abschlußabend mit Gästen im Saal des Hotels „Warmia II“ statt; am Sonntag, dem 18. Juni, Gottesdienst in St. Katharina, anschließend wird der Begegnungstag am Amphitheater mit Mittagessen und kulturellem Programm geboten; am Montag, dem 19. Juni Abfahrt von Braunsberg nach Danzig, Stadtbesichtigung. Einquartierung im Hotel, Fahrt zur Westerplatte; am Dienstag, dem 20. Juni, wird eine Fahrt zum Seesteg von Zoppot unternommen, danach Besuch der Klosterkirche in Oliva mit Orgelkonzert, der Nachmittag steht zur freien Verfügung; am Mittwoch, dem 21. Juni, Abfahrt von Danzig über Lauenburg nach Stolp, Mittagspause, weiter nach Stettin, dort Stadtrundfahrt, anschließend Einquartierung im Hotel „Radisson“; am Donnerstag, dem 22. Juni, Abfahrt von Stettin über Kolbaskowo zurück zu den Abfahrtsorten. Programmänderungen sind vorbehalten. Anmeldungen werden in der Reihenfolge des Eingangs berücksichtigt. Jeder Teilnehmer an der Reise benötigt einen Personalausweis, der noch mindestens ein halbes Jahr gültig ist. Die Reisekosten für Fahrt, Unterkunft und Ausflüge betragen 738 Euro pro Person, der Einzelzimmerzuschlag 110 Euro. Anzahlungen (150 Euro pro Person) bitte gleich mit der Anmeldung vornehmen. Anmeldungen sind, bitte möglichst bald, an Manfred Ruhnau, Bahnhof-Str. 35 B, 53757 Sankt Augustin, Telefon (0 22 41) 31 13 95 zu richten.



KÖNIGSBERG–STADT

Stadtvorsitzender: Klaus Weigelt. Geschäftsstelle: Annelies Kelch, Luise-Hensel-Straße 50, 52066 Aachen. Patenschaftsbüro: Karmelplatz 5, 47049 Duisburg, Tel. (02 03) 2 83-21 51

Königsberger Treffen in Duisburg – Am Wochenende 23. / 24. September 2006 findet in Duisburg ein Königsberger Treffen statt, auf das wir schon jetzt hinweisen möchten. Auch wenn an diesem Wochenende eine neue Stadtvertretung gewählt werden muß, soll doch ein reichhaltiges Kulturprogramm nicht zu kurz kommen. Ein Besuch in Duisburg ist auf jeden Fall lohnend. Wir werden an dieser Stelle nähere Einzelheiten bekannt geben. – Patenschaftsbüro: Im Patenschaftsbüro im Museum Stadt Königsberg, Karmelplatz 5, sind einige Veränderungen eingetreten: Die langjährige Mitarbeiterin der Stadt Duisburg, Frau Freisem, ist in den Ruhestand gegangen. Unsere neue, von der Stadtgemeinschaft Königsberg (Pr) angestellte Mitarbeiterin, Valentina Fischer, wird zukünftig montags, mittwochs und freitags zwischen 9 und 13 Uhr für Sie da sein. Da sie sich erst einarbeiten muß, bitten wir, Anfragen aller Art schriftlich an unser Büro zu richten: Stadtgemeinschaft Königsberg (Pr.) Karmelplatz 5, 47051 Duisburg. –

Museum Stadt Königsberg: Sie können weiterhin die Dauerausstellung „750 Jahre Königsberg – Geschichte und Kultur einer europäischen Metropole" besichtigen. Bis Ende Februar wird die Sonderausstellung „Der Fotograf ist da!" gezeigt. Diese Ausstellung, vom „Deutschen Kulturfond östliches Europa" in Potsdam vermittelt, entstand in Warschau. Dort liegen seit Kriegsende über 6600 Glasnegative des Provinzialdenkmalamts Königsberg. Im Institut für Kulturforschung der Polnischen Akademie der Wissenschaften (Instytut Sztuki PAN) in Warschau sind sie zugänglich gemacht worden. Die für die Ausstellung ausgesuchten übergroßen Bilder zeigen Menschen in Königsberg und in Ostpreußen vor der Schule, bei der Arbeit, beim Spiel und beim Feiern in Alltags- oder Festtagskleidung. Es gibt einen Katalog – Ein Beitrag dazu stammt von Arno Surminski. – **Rosenau-Trio in Duisburg**: Sonntag, 29. Januar 16 Uhr, hat das Museum Stadt Königsberg ein Gastspiel des Rosenau-Trios organisiert. Zur Aufführung kommt mit Erzählung, Gesang und Klavierstücken das Werk Joseph von Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts." Ort der Veranstaltung ist die Marienkirche, Duisburger Innenstadt (Josef-Kiefer-Str.), drei Minuten vom Rathaus entfernt. (von Bahnhof U-Bahn 903 und U 79 bis Steinsche Gasse). Vor der Aufführung ist ab 14.30 Uhr im benachbarten Gemeindehaus ein Beisammensein mit Kaffee und Kuchen – eine gute Gelegenheit, sich zuvor mit Freunden zu verabreden.



LYCK

Kreisvertreter: Gerd Bandilla, Agnes-Miegel-Straße 6, 50374 Erftstadt-Friesheim. Stellvertreter und Karteiwart: Siegmar Czerwinski, Telefon (0 22 25) 51 80, Quittenstraße 2, 53340 Meckenheim. Kreisältester: Alfred Masuhr, Reinickendorfer Straße 43a, 22149 Hamburg

Reisen in die Heimat – Für die sogenannte Erlebnis-Generation werden Reisen in die Heimat immer dringender. Man sollte zu einer solchen Reise möglichst die eigenen Kinder oder Enkel mitnehmen, denn wenn die „Alten" einmal nicht mehr da sind, ist es zu spät. Man kann in die Heimat mit eigenem Pkw, mit einem Linien-Bus, mit der Eisenbahn oder mit einem Billigflieger reisen. Darüber hinaus bieten viele gewerbliche Reiseunternehmer Pauschalreisen nach Masuren an. Auch von einigen Ortsvertretern unserer Kreisgemeinschaft werden Fahrten in die Heimat angeboten. Auskunft darüber erteilt Kreisvertreter Gerd Bandilla. Kreisvertreter Bandilla gibt auch denen, die individuell anreisen wollen, gern Auskunft über die Reiseroute und über Übernachtungsmöglichkeiten (Adresse siehe oben). Informationen erhält man auch im Internet unter www.kreis-lyck.de



NEIDENBURG

Kreisvertreterin: Marion Haedge, Dorfstraße 45, 29331 Lachendorf, Telefon (0 51 45) 7 77

Goldene Konfirmation und Reise in die Heimat – Am Pfingstsonntag, 4. Juni, wird in der evangelischen Kirchengemeinde Neidenburg ein festlicher Gottesdienst aus Anlaß der goldenen Konfirmation gefeiert. Die Kirchengemeinde würde sich freuen, wenn Goldkonfirmanden aus Deutschland zu diesem Anlaß nach Neidenburg kommen. Nachmittags ist ein Treffen mit der deutschen Volksgruppe in Heidemühle vorgesehen. Siehe auch Hinweis auf die Reise vom 29. Mai bis 7. Juni, nachzulesen im Weihnachtsheimatbrief auf der letzten Seite.



RÖSSEL

Kreisvertreter: Reinhard Plehn, Georg-Büchner-Straße 66, 40699 Erkrath, Telefon (02 11) 25 32 74 Reinhard.Plehn@t-online.de. Redaktion Rößeler Heimatbote: Gisela Fox, Tel. (0 40) 5 20 31 91

Bussonderfahrt 2006 nach Ostpreußen – Wie in den Vorjahren, hat Reinhard Plehn auch dieses Jahr eine zwölftägige Busfahrt in die Heimat geplant. Das Hauptziel wird auch auf dieser Reise der alte Kreis Rößel sein. Die Fahrt findet vom 27. Mai bis 7. Juni 2006 statt. Ein großes Besichtigungs- und Ausflugsprogramm ist vorgesehen. Besucht wird die Stadt Danzig, die Ostsee mit dem Frischen Haff und der Frischen Nehrung. Wir machen eine Bootsfahrt auf dem Oberlandkanal von Elbing bis Buchwalde sowie eine Bootsfahrt von Nikolaiken — Spirdingsee nach Ruciane Nida. Höhepunkt dieser Reise soll das Treffen mit den ehemaligen und neuen Bürgern im Kirchspielort Wengoyen im alten Kreis Rößel sein. Sonnabend, 3. Juni, 11 Uhr Messe in deutscher Sprache. Anschließend treffen wir uns mit den neuen und alten Bürgern dieser Gemeinde zum gemütlichen Beisammensein. Auch für diese Fahrt haben wir Hotels der ersten Kategorie gebucht. Wohnen werden wir drei Nächte im Hotel „Hevelius" in Danzig, fünf Nächte im Hotel „Panoramic Oskar" in Sensburg direkt am Schoßsee gelegen, zwei Nächte im Waldhotel in Seelow. Von diesem Hotel ist eine Rundfahrt durch die Mark Brandenburg zum Abschluß unserer Fahrt vorgesehen. Ich würde mich freuen, wenn sich recht bald Landsleute für diese Fahrt bei mir anmelden würden. Anmeldung und Auskunft bei Ernst Grunwald, Losheimer Str. 2, 50933 Köln, Telefon (02 21) 74 91 24 07.



SENSBURG

Kreisvertreter: Siegbert Nadolny, Wasserstraße 9, 32602 Vlotho, Telefon (0 57 33) 55 85. Geschäftsstelle: In der Stadtverwaltung Remscheid, Nordstraße 74, 42849 Remscheid, Telefon (0 21 91) 16 37 18

Aufruf zur Wahl des Sensburger Kreistags – Wie im Heimatbrief 2005 mitgeteilt, ist der Sensburger Kreistag im Jahr 2006 neu zu besetzen. Die Wahl für den neuen Kreistag findet per Briefwahl bis zum 31. Januar 2006 statt. Der Wahlschein, auf dessen Rückseite die zu wählenden Kandidaten für die einzelnen Kirchspiele aufgeführt sind, ist am Ende des Heimatbriefs 2005 eingeheftet. Bitte entnehmen Sie diesen Wahlschein dem Heimatbrief, wählen die Kandidaten für Ihr Kirchspiel und schicken den Schein unbedingt bis spätestens 31. Januar 2006 an die Geschäftsstelle der Kreisgemeinschaft Sensburger Zimmer in Stadtverwaltung Remscheid, 42849 Remscheid. Nähere Erläuterungen zum Wahlverfahren finden Sie auf Seite 100 des Heimatbriefs 2005, wie der Wahlausschuß mitteilt.

Das Kind mit den Nelken

War die Begegnung nur ein Zufall?

Von WERNER HASSLER

Es war reiner Zufall, daß sie sich begegneten. Barbara fuhr nach Hause, als kurz vor der Stadt ihr Wagen streikte. Seufzend stieg sie aus und klappte die Motorhaube auf. Ihre Rede war ganz undamenhaft und auch so laut, wie es sich für eine 26jährige Lehrerin einfach nicht gehörte. Aber ihr ging jedes technische Verständnis für die vielen Kabel und Drähte ab. Ärgerlich rüttelte sie an der streikenden Maschinerie.

„Der Tag ist viel zu schön, um sich über ein bockiges Vehikel aufzuregen!"

Barbara hatte das Kommen des Helfers gar nicht bemerkt. Mit dem tiefbraunen, kantigen Gesicht, aus dem die von vielen winzigen Fältchen umgebenen grauen Augen ihr heiter entgegensahen, war er Barbara auf den ersten Blick sympathisch. Er trug halbhohe Wanderschuhe und hatte die kieselfarbige Jacke lässig über die Schulter gelegt. Hilfsbereit beugte er sich nun über den Motor. Er prüfte und hantierte.

„Starten Sie mal!" rief er schließlich. Artig begann der Motor zu schnurren.

Erleichtert atmete Barbara auf. „Das ist ja großartig! Wie kann ich Ihnen danken?"

Der Mann deutete nach oben auf die dunklen Regenwolken. „Es wird gleich ungemütlich werden. Wenn Sie mich vielleicht in die Stadt mitnehmen wollten? Aber nur dann, wenn Sie auch meine Einladung zu einem anschließenden Kaffee annehmen!"

Sie hatte manches seiner Worte überhört

Das war vor drei Tagen gewesen. Und für heute hatte sich Barbara mit Rolf, ihrem Kavalier der Straße, um 17 Uhr am Busbahnhof verabredet. Sie wollten ein bißchen bummeln, ein Eis essen oder vielleicht ein Gläschen Wein trinken. Beim Kaffee neulich hatte Rolf viel erzählt, auch daß er seit drei Jahren Witwer sei. Aber Barbara schwebte seltsamerweise auf einer unsichtbaren rosaroten Wolke hoch über der Erde, so daß sie manches seiner Worte überhört oder gleich wieder vergessen hatte.

Prüfend betrachtete Barbara ihr Spiegelbild. Sie lächelte zufrieden. Nur das Haar müßte noch etwas flotter frisiert werden. Es war Eile geboten, schließlich wollte sie pünktlich zur Verabredung erscheinen. Mit raschen Schritten steuerte sie dem Friseursalon zu.

Aber da – weinte nicht ein Kind? Barbara bückte sich und legte zärtlich ihre Hand auf den blonden Lockenkopf eines etwa sechsjährigen Mädchens. „Was hast du denn, Kleines?" fragte sie besorgt.

Das Schluchzen verstärkte sich. „Ich habe mein Geld verloren", brachte das Mädchen mühsam unter Tränen hervor.

„Wir werden es ganz bestimmt wiederfinden! Ich helfe dir suchen", beruhigte Barbara die Kleine. „Wieviel war es denn?"

Langsam versiegten die Kindertränen. „Fünf Euro. Ich habe das Geld ganz allein gespart. Ich wollte davon Blumen für meine neue Mutti kaufen. Papi hat es mir erlaubt. Aber nun ..." Jetzt war das Mädchen wieder den Tränen nahe.

Behutsam zog Barbara das Kind an sich. „Wir werden schon einen Weg finden", tröstete sie. Die Kleine sah sie erwartungsvoll an.

Barbara mußte jetzt ganz schnell handeln. Sie dachte an den Friseursalon und an das Rendezvous mit Rolf. Zum Suchen blieb keine Zeit. So sagte sie entschlossen: „Wir beide werden jetzt Blumen kaufen! Einverstanden?" Dabei deutete sie auf den Blumenladen dort an der Ecke. Die warme Kinderhand schob sich vertrauensvoll in ihre.

Für fünf Euro, die sie nun auslegte, kann man gewiß keinen kompletten Blumenstrauß erwarten. Kurzerhand wählte Barbara fünf Nelken, etwas Grünzeug gab die freundliche Floristin dazu. Und bald waren sie wieder auf dem Gehsteig. Die Kinderaugen leuchteten glücklich.

„Nun muß ich mich aber beeilen! Gib gut auf dich acht, Kleine!" rief Barbara noch im Weggehen.

Gottlob hatte sie beim Friseur nicht lange warten müssen; der Uhrzeiger rückte schon gemächlich auf 17 Uhr zu, als sie endlich den Busbahnhof erreichte. Sie schlängelte sich durch die wartenden Menschen und hielt immer wieder Ausschau nach Rolf.

Aber wer stand dort vor ihm?

Dort drüben, an der Telefonzelle konnte sie ihn erkennen. Barbara winkte freudig und eilte ihm entgegen. Aber was war das? Vor ihm stand ein kleines Mädchen, das einen kleinen, rosa leuchtenden Strauß in den Händen hielt. Die fünf Nelken kamen Barbara doch sehr bekannt vor! Was hatte noch die Kleine gesagt: „Blumen wollte ich kaufen für meine neue Mutti ...!"

Da mußte Barbara erst einmal tief Luft holen, ehe sie ihren Rolf begrüßen ging.

Der Himmel über Königsberg

Die Zerstörungen des Krieges sind noch immer offensichtlich

Von Horst-Dieter Radke

„Ich bin erschüttert! Es sind jetzt fast fünfzig Jahre seit dem Zweiten Weltkrieg vergangen, und hier sieht es aus, als wäre der Krieg erst wenige Jahre vorbei. Daß du das so leichtnehmen kannst, verstehe ich nicht."

Stefanie sah Margarete fragend an.

„Du hast nicht gesehen, wie es hier wirklich zum Kriegsende ausgesehen hat."

„Vielleicht. Aber ich kenne Fotos. Alte Fotos aus dem zerbombten Königsberg und auch Fotos von meiner Heimatstadt Hannover. Und heute muß ich Spuren des Krieges dort mühsam suchen. Hier springen sie mir aber fast von allein in die Augen."



Foto: Archiv

Danach: Der Münchenhof in Königsberg nach dem Luftangriff vom 30. August 1944

„Das Leben ging hier aber nicht über Jahrzehnte seinen normalen Gang. Daß wir hier stehen, durch Königsberg gehen können, ist ja überhaupt erst seit kurzem wieder möglich. Wenige Wochen nach der Öffnung im Jahr 1991 stand ich schon einmal hier. Ich hatte erwartet, daß es mich zerreißen würde, daß ich zusammenbrechen müßte, wenn ich die Straßen entlang ginge, in denen ich als Kind, als Jugendliche gegangen bin. Und dann war es doch anders und ich war eher erleichtert."

„Ja und das verstehe ich nicht. Ich habe dich als sensiblen Menschen kennengelernt und dann nimmst du das so leicht?"

Margarete legte den Kopf in den Nacken und schaute in den blauen Himmel, über den dicke, weiße Wolkenpakete zogen. Es war ein warmer Tag, aber windig.

„Ich habe auch damals in den Himmel geschaut. Das tue ich oft – überall auf der Welt. Ich habe es schon als Kind gern getan. Der Himmel hat so viele Farben und die Wolken gibt es in den unterschiedlichsten Formen. Das meine ich übrigens nicht im meteorologischen Sinne. Für mich ist der Himmel immer ein Gesamtkunstwerk. Nirgendwo habe ich bisher einen so weiten Himmel gesehen wie in Amerika. Der Horizont scheint dort fast nicht mehr zur realen Welt zu gehören. Und nirgendwo war mir der Himmel bisher so nah, wie in den Alpen. In Italien, an der Riviera habe ich immer das Gefühl, das der Himmel immer nur die Kulisse ist für die wunderschöne Landschaft. Aber hier in Ostpreußen, in Königsberg ist der Himmel wie eine Kuppel, der all das umspannt, was ich geliebt habe, und noch heute liebe. Er ist weit und nah zugleich. Mir geht das Herz auf, wenn ich ihn nur eine Weile anschaue, ganz gleich ob es ein freundlicher Himmel ist, wie jetzt gerade oder ob er dunkel und drohend auf das nahende Gewitter verweist."

»Dieser Himmel umspannt all das, was ich liebe«

Margarete schwieg und schaute ergeben den Wolken nach. Stefanie hatte ebenfalls den Kopf in den Nacken gelegt und versuchte, die Empfindungen der Erzählenden nachzuvollziehen.

„Und siehst du, als ich vor zwei Jahren hier durch Königsberg ging und in den Himmel schaute, da stellte ich fest – es ist noch der gleiche Himmel wie in der Zeit, als ich meine Kindheit hier verbrachte. Nichts hatte ihn zerstören können. Und wenn auch die Stadt nicht mehr die selbe ist und nur weniges an damals erinnert, wenn auch andere Menschen hier leben, streben, lieben und sterben – der Himmel über Königsberg ist doch der gleiche geblieben. Das hat mich glücklich gemacht, das hat mir in einem Augenblick alle Ängste und Sorgen vertrieben. In diesem Moment war ich einverstanden mit meinem Leben, mit meiner Entwicklung mit meinen noch offenen Wünschen und Zielen. Und damit war ich auch plötzlich frei zu erkennen, was ich eigentlich suchte."

»Warum macht es mich plötzlich so traurig?«

Margarete hatte ihren Blick wieder vom Himmel abgezogen und sah Stefanie liebevoll an, die immer noch still hinaufschaute und dann langsam in der Stille der Gesprächspause ihren Blick von den Wolken abzog und sich Margarete zuwandte.

„Ich glaube, daß kann ich jetzt ein bißchen verstehen. Aber warum macht es mich nur plötzlich so traurig?"

„Vielleicht weil du deinen Himmel noch nicht gefunden hast?"

Stefanie zuckte die Schultern.

„Laß uns gehen. Es gibt trotz allem noch viel zu sehen." Margarete faßte sanft ihren Arm und zog sie mit sich.

Verbotene Frucht

Ein Streich mit ungewollten Folgen

Von Albert Loesnau

Herr Harmsen, unser Klassenlehrer, war ein Mann mit vielseitigen Fähigkeiten und nie versiegendem Humor. Er liebte die schönen Künste, konnte den „Faust" und „Die Räuber" fast auswendig hersagen und spielte bei allen feierlichen Anlässen das große Harmonium in der Aula der Schule – aber er machte uns auch am Reck die Riesenwelle vor.

Wir alle bewunderten ihn. Dennoch artete unsere Hochachtung niemals in unterwürfige Verehrung aus. Im Gegenteil. Wir setzten geradezu unseren Ehrgeiz darein, Herrn Harmsen durch einen gelungenen Streich zu imponieren. Meistens zogen wir dabei den kürzeren – doch das spornte uns nur immer wieder zu neuen Taten an.

Hatte Herr Harmsen jemand bei einem mehr oder weniger geistreichen Schabernack ertappt, dann hielt er ihm vor der Klasse eine gehörige Standpauke, die oft mit einem Dichterwort endete, jedoch stets in der Erkenntnis gipfelte, daß es keinesfalls verboten war, einem anderen einen harmlosen Streich zu spielen – man durfte sich nur nicht erwischen lassen! Dann verdonnerte er den Missetäter zu einer literarischen Strafarbeit, die darin bestand, einen Teil der Chöre aus Schillers Drama „Die Braut von Messina" auswendig zu lernen.

Neben den zahlreichen Talenten und seinem oft verblüffenden Witz besaß Herr Harmsen eine besondere Vorliebe für Obst. Vor allem Äpfel hatten es ihm angetan. So legte er jeden Morgen zu seinem Frühstücksbrot auch einen Apfel in die Schublade des Katheders. Er erhielt von uns den Namen „Pausenapfel", weil Herr Harmsen ihn in der großen Pause zu verzehren pflegte. Um diese Äpfel bildeten sich mit der Zeit wahre Legenden, denn die Reihe der rotwangigen Prachtexemplare riß nicht ab. Sogar unserem Musterschüler lief das Wasser im Mund zusammen, wenn der Klassenlehrer wieder einmal einen Apfel hervorholte, der augenscheinlich noch saftiger, noch rotbäckiger und womöglich noch größer war als der vom Tag vorher.

Ein Apfel, präpariert mit konzentriertem Gift

Die einen behaupteten, Herr Harmsen habe einen eigenen Obstgarten, andere wollten wissen, daß er die geheimnisvollen Äpfel noch grün kaufte, um sie nach einem besonderen Verfahren ausreifen zu lassen. Kurz gesagt, uns gingen die Äpfel nicht aus dem Kopf. Es gab niemand in der Klasse, der nicht insgeheim den Wunsch hatte, einmal in einen solchen Pausenapfel hineinzubeißen. Doch keiner traute sich, das zu unternehmen.

Ich hatte lange mit mir gekämpft. Eigentlich konnte gar nichts schiefgehen. Wenn ich mich nicht verriet, würde nie herauskommen, wer den Apfel aus der Schublade des Katheders genommen hatte. Ich wartete nur auf eine Gelegenheit. Sie kam schneller, als ich ahnte. Herr Harmsen wurde am Vormittag zum Direktor gerufen. Die Klassen begaben sich auf den Schulhof. Ich ging mit den anderen hinaus, sonderte mich unauffällig von ihnen ab und kehrte unbemerkt ins Klassenzimmer zurück. Hastig trat ich ans Katheder und öffnete die Schublade. Da lag der Apfel. Rotwangig und verführerisch. Ich zögerte. Dann griff ich zu, verbarg den Pausenapfel in der Hosentasche und schlich ins Kartenzimmer hinüber. Das aufgerollte in Öl gemalte Bild des Hamburger Hafens schützte mich vor unliebsamer Überraschung. Ich nahm den Apfel aus der Hosentasche, sah ihn noch einmal an und biß krachend hinein.

Eigentlich war es eine kleine Enttäuschung – denn die von allen so begehrte Frucht schmeckte genaugenommen wie jede andere derselben Art. Doch die drohende Gefahr der Entdeckung und die außergewöhnliche Situation ließen mir den Apfel als nie gekannte Köstlichkeit erscheinen.

Während der nächsten Unterrichtsstunde geschah nichts. Dann läutete die Glocke zur großen Pause. Die Zeit auf dem Schulhof dehnte sich endlos für mich aus. Es fiel mir schwer, mein Geheimnis für mich zu behalten. Die Spannung wuchs, als wir wieder in die Klasse zurückgekehrt waren. Ich unterhielt mich mit meinem Banknachbarn, blickte dabei jedoch unverwandt zur Tür.

Endlich kam Herr Harmsen herein, legte schwungvoll die Bücher für den Biologieunterricht aufs Katheder und setzte sich. Ich beobachtete ihn genau. Er schien bester Laune zu sein und begann die Stunde mit einer scherzhaften Bemerkung. Ich stutzte. Hatte Herr Harmsen das Verschwinden des Apfels noch gar nicht bemerkt? Oder tat er nur so, um denjenigen zu verunsichern, der ihm den Streich gespielt hatte? Ich saß wie auf glühenden Kohlen. Allmählich jedoch beruhigte ich mich. Was sollte schon passieren? Niemand hatte gesehen, daß ich noch einmal ins Klassenzimmer zurückgegangen war. Herr Harmsen, dem sonst nichts verborgen blieb, würde nie erfahren, wer seinen Pausenapfel stibitzt hatte. Durch meine Überlegungen war ich völlig vom Biologieunterricht abgelenkt worden. Ich hörte erst wieder zu, als Herr Harmsen von den häufig falsch angewandten, umweltschädlichen Mitteln zur Parasitenbekämpfung im Obstanbau sprach.

„Eigentlich wollte ich euch an einem deutlichen Beispiel zeigen, welche ungeahnten Auswirkungen dieses Verhalten für die Früchte und den Menschen selbst hervorruft", erklärte er gerade. „Ich hatte deshalb heute meinen Apfel mit einem dieser hoch konzentrierten Gifte präpariert, um ein Experiment anzustellen. Aber ich konnte ihn leider nicht mehr finden ..." Herr Harmsen schloß mit einer bedauernden Handbewegung. „Na ja – wahrscheinlich habe ich den Apfel zu Hause vergessen."

Seine Wort dröhnten wie Paukenschläge in meinen Ohren. Ich wurde kreidebleich und verspürte plötzlich heftige Übelkeit in mir aufsteigen. Vor meinen Augen begann sich alles zu drehen. Das erste, was ich wieder sah, war Herr Harmsen, der vor mir stand. Er strahlte! „Na also – da haben wir unseren Pfiffikus", sagte er und fügte schnell hinzu: „Keine Sorge, mein Lieber. Die Geschichte mit dem Pflanzengift war nur ein Trick von mir, um herauszufinden, wer meinen Apfel verzehrt hat."

Lachen und Beifall bestätigten ihm, daß er wieder einmal schlauer als einer von uns gewesen war. „Du weißt ja, daß ich gegen einen besonders gut ausgedachten Streich nichts einzuwenden habe", meinte er und zwinkerte mir bedeutungsvoll zu. „Nur ... darf man sich dabei nicht erwischen lassen", vollendete ich kleinlaut. „So ist es, mein Freund", nickte Herr Harmsen. Und dann sprach er die für diesen Fall bemessene Strafe aus.

Ich kann heute immer noch sämtliche Chöre der „Braut von Messina" auswendig hersagen ...

Die alte Dame und die Bank

Wie ein paar »Kupferlinge« einen Überfall vereiteln

Von Willi Wegner

Es war eine sehr kleine Bankfiliale, und Harry war überzeugt, daß es keine großen Schwierigkeiten geben würde. Der Kassierer sah eigentlich recht harmlos aus. Die alte Dame, die vor dem Kassenschalter stand und auf den Kassierer einsprach, würde gewiß in wenigen Augenblicken abgefertigt sein. Bis dahin kann ich warten, dachte Harry.

Die alte Dame hatte vor dem Kassierer ihre Geldbörse ausgeschüttet und sagte: „Es tut mir ja leid, aber ich habe meine Brieftasche mit dem anderen Geld zu Hause gelassen. Ich habe sie vergessen ..." Sie lächelte. „Man wird eben älter ..."

„Alles Cent-Münzen", sagte der Kassierer, „nur die kleinen Werte. Bis auf die vier Zehner alles nur die kleinen ..."

„Wir spielen immer einmal in der Woche Rommé", erklärte die alte Dame. „Drei Freundinnen von mir und ich. Zwei Beamtenwitwen und eine Bibliothekarin. Wir spielen niemals sehr hoch, wissen Sie. Nur um ein paar Cents. Diese hier habe ich letztes Mal gewonnen. Insgesamt für zwei Euro."

Der Kassierer war damit beschäftigt, die Münzen durchzuzählen. „Ich kann's nicht ändern", sagte er schließlich, „aber einer fehlt. Bitte überzeugen Sie sich selbst. Es ist ein Cent zu wenig. Es sind effektiv 199 statt 200 Cent."

„Sollte ich mich so geirrt haben?" meinte die alte Dame. Sie trat einen Schritt zurück und sah hinunter auf den Boden vor dem Schalter. Harry war ebenfalls einen Schritt zurückgetreten.

„Hier liegt er nicht", sagte die alte Dame. „Oder sehen Sie etwas?" wandte sie sich an Harry.

„Nee!" brummte Harry. „Keine Spur!"

„Vielleicht haben Sie ihn draußen verloren, auf der Straße", gab der Kassierer zu bedenken. Dann sagte er: „Ja, tut mir leid, aber wenn ich Ihnen diese Münzen hier in zwei Euro einwechsle, dann stimmt nachher meine Kasse nicht."

„Ja", sagte die alte Dame, „das sehe ich ein." Sie begann ihr Geld wieder einzusammeln. „Seien Sie mir nicht böse, daß ich ausgerechnet zu Ihnen gekommen bin und Sie aufgehalten habe. Meine Bekannte, die ich besuchen wollte, wohnt nämlich hier genau der Bank gegenüber. Es bleibt mir nun wohl nichts anderes übrig, als noch einmal nach Hause zurückzukehren."

Die alte Schachtel vermasselt mir noch die ganze Tour! dachte Harry. Wie ich die Dinge sehe, sind die beiden in zehn Minuten noch nicht fertig mit ihrem Palaver. Seine rechte Hand glitt langsam hinunter in die Manteltasche zu seiner Pistole ...

„Warten Sie mal!" sagte in diesem Augenblick der Kassierer zu der Frau. „Schütten Sie Ihre Münzen noch einmal wieder aus. Ich gebe Ihnen den fehlenden Cent aus meiner eigenen Tasche."

„Das wollen Sie wirklich tun?"

„Natürlich. Man soll doch seinen Mitmenschen helfen, wenn irgend möglich ..." Er stocherte in seinem Portemonnaie. „Ich habe überhaupt keinen Cent bei mir. Aber warten Sie mal ... Ich nehme ihn hier aus der Kasse und ersetze ihn später wieder."

In diesem Augenblick schob Harry die alte Dame beiseite, zeigte dem Kassierer seine Pistole und sagte: „Dies ist ein Überfall! Geld raus! Aber nur die großen Euro-Scheine! Nicht diese winzigen Kupferlinge! Los jetzt – habe lange genug gewartet! Und keine falsche Bewegung!"

„Gilt das auch für mich?" fragte der Polizist, der eben die Schalterhalle betrat. Er ging mit gezogener Waffe auf den verblüfften Harry zu und nahm ihm die Pistole ab.

Als die Beamten des herbeigerufenen Streifenwagens Harry in ihre Mitte genommen hatten, sagte der Polizist zu dem Kassierer: „Ich kam ja eigentlich nur herein, um nach dem Besitzer des draußen vor der Bank stehenden orangefarbenen Wagens zu fragen."

„Wieso – der gehört mir!" sagte die alte Dame.

„Nun", meinte der Polizist, „als Autofahrerin sollten Sie wissen, daß Sie einen Parkplatz mit Parkuhr nur benutzen dürfen, wenn Sie die entsprechenden Geldmünzen in die Uhr hineinstekken."

„Das wollte ich ja auch", lächelte die alte Dame. „Nämlich zwei Euro. Aber ich mußte erst wechseln, denn ich hatte nur diese kleinen Dinger bei mir!"

Von Matthias Schickel

»Laßt uns den Frieden diktieren«

Wie die US-amerikanischen Republikaner den Versailler Vertrag beeinflußten

Ein „Buch des Friedens“, wie der französische Premierminister George Clemenceau in seiner Ansprache an die deutsche Delegation in Versailles am 7. Mai 1919 den Vertragstext genannt hatte, ist das Werk der Siegermächte des Ersten Weltkriegs bekanntlich nicht geworden. Um so mehr scheint es daher geboten, das Werk der alliierten und assoziierten Mächte einer sachlich-nüchternen Würdigung zu unterziehen und die Schwierigkeiten, die sich aus der Beendigung des Krieges und der Herstellung eines Friedenszustandes ergeben haben, nicht zu unterschlagen.

Das Dilemma der Siegermächte brachte der spätere 31. US-amerikanische Präsident Herbert Hoover (1929–1933) auf den Punkt: „Wenn die Welt Frieden haben will, dann muß sie sich zwischen zwei Möglichkeiten entscheiden: Deutschland entweder in eine solche Armut und politische Entmachtung stürzen, daß jegliche Fähigkeit zur Initiative verlorengeht und der deutsche Genius ausgelöscht wird; oder aber man gewährt Deutschland Friedensbedingungen, die einer demokratischen Regierung unter Präsident Ebert die Möglichkeit einräumen, als friedliebende Nation in die Menschheitsfamilie zurückzukehren. Wenn dies jedoch nicht getan wird, dann werden zwangsläufig entweder die finsteren Militaristen zurückkehren oder die ebenso gefährlichen Kommunisten die Macht übernehmen – beide mit Aggression in den Herzen.“

In der aufgeheizten Atmosphäre der Friedenskonferenz hatten sich allerdings nur wenige alliierte Staatsmänner und Diplomaten einen von Emotionen weitgehend ungetrübten Blick bewahren können – zu groß waren die während des Krieges geweckten Leidenschaften und die an den Frieden gerichteten Erwartungen gewesen. So betrachtete man dann schließlich nicht nur in Deutschland den Friedensvertrag zu Recht vielfach als eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln.

Was war aber geblieben von der Vorstellung eines gerechten Friedens ohne Sieger und Besiegte, von den liberalen Prinzipien, die der auf den ersten Blick wohl mächtigste Mann der Welt, der 28. US-amerikanischen Präsident Thomas Woodrow Wilson (1913–1921), in seinen bekannten 14 Punkten am 8. Januar 1918 verkündet hatte? Die Hoffnungen der Reichsdeutschen und Österreicher waren 1918/19 in erster Linie auf diese Friedensbotschaft Wilsons gerichtet gewesen. Und bis heute existiert zumindest unterschwellig das Gefühl, daß die Vereinigten Staaten dem Deutschen Reich einen gerechteren und milderen Frieden gewährt hätten. Nicht zuletzt speist sich diese Auffassung aus der Tatsache, daß die USA den Versailler Vertrag bekanntlich nicht ratifiziert hatten. Doch diese wohlwollende Annahme läßt sich so nicht aufrechterhalten. Zwar führte Präsident Wilson die stärkste – und kriegsentscheidende – Macht des Weltkrieges an der Seite der Entente zum Sieg über die Mittelmächte, doch diese Stärke war innenpolitisch nach den Kongreßwahlen vom November 1918 bereits in Frage gestellt: „Unsere Verbündeten und unsere Feinde und Herr Wilson selbst sollten sich alle klar darüber sein, daß Herr Wilson gegenwärtig keinerlei Autorität besitzt, im Namen des US-amerikanischen Volkes zu sprechen. Sein Anspruch auf die Führerschaft ist gerade nachdrücklich zurückgewiesen worden“, – so der vormalige 26. US-amerikanische Präsident Theodore Roosevelt (1901–1909) am 27. November 1918. Damit seien auch die 14 Punkte des Präsidenten, so Roosevelt weiter, hinfällig geworden, ja sie hätten jeden Anspruch verloren, „Ausdruck des Willens des amerikanischen Volkes zu sein“. Der vormalige Präsident schwächte mit dieser Aussage nicht nur die Position Wilsons bei den bevorstehenden Friedensverhandlungen, er signalisierte damit die alliierten Partnern in Paris auch, daß die aus den Kongreßwahlen im November 1918 hervorgegangene neue republikanische Mehrheit in beiden Häusern einen möglichst harten Frieden im Sinne der Franzosen befürworten und unterstützen werde. Bereits im Oktober hatte Roosevelt in einem Telegramm an den einflußreichen Senator Henry Cabot Lodge seine Vorstellungen von Friedensverhandlungen mit Deutschland dargelegt: „Let us dictate peace by the hammering gun“ (Laßt uns den Frieden mit einem hämmernden Geschütz diktieren).

Die Mehrheit der Republikaner war zwar keineswegs überwältigend – im Senat standen 47 Demokraten 49 Republikanern gegenüber – doch sie genügte, um die entscheidenden Ausschüsse des Senats in republikanische Hände zu bringen. In besonderem Maße war dies für die US-amerikanische Außenpolitik von Bedeutung, denn jeder Vertrag zwischen den USA und einer dritten Macht bedarf der Ratifizierung mit Zweidrittelmehrheit durch den Senat. Als daher der US-amerikanische Präsident am 3. Dezember 1918 auf der „George Washington“ zu den Friedensverhandlungen nach Europa aufbrach, lag das Schicksal des Friedenswerkes bereits in den Händen des US-amerikanischen Senats. Zudem mußte sich in Paris erst einmal erweisen, ob Wilsons Konzept einer neuen und besseren Weltordnung den Realitäten einer Friedenskonferenz gewachsen war.

Als zentrales Anliegen betrachtete der Präsident die Schaffung einer „League of Nations“, eines Völkerbundes, der eine radikale Abkehr von den Erfahrungen und den Regeln der Alten Welt darstellte. Das neue System sollte auf den von Wilson für richtig und für universell gültig erachteten US-amerikanischen Prinzipien von Freiheit und Menschenrechten beruhen. Eine Staatengemeinschaft, unterworfen der Herrschaft des Rechts und der Moral, würde in Zukunft die Sicherheit und die Freiheit ihrer Mitglieder achten und wahren. Die Einführung der Demokratie und die Durchsetzung des Prinzips der Selbstbestimmung könnten jeden Konflikt entschärfen und, da es für die Völker der Welt kein höheres Gut als den Frieden gebe, Kriege für die Zukunft ausschließen. Die europäischen Verbündeten, allen voran die Franzosen, standen dem missionarischen Idealismus Wilsons jedoch skeptisch gegenüber. Nach dem Waffenstillstand am 11. November 1918 traten die Bedenken der Alliierten gegenüber der von Wilson so vehement vertretenen Idee der kollektiven Sicherheit offen zu Tage. Die Franzosen, traumatisiert nach den Kriegen 1870 / 71 und 1914–18 gegen Deutschland, sahen die Gefahr, ihre nationale Sicherheit auf dem Altar allgemeiner und unverbindlich scheinender Prinzipien des Völkerbundes opfern zu müssen. Für sie konnte daher nur ein Völkerbund in Frage kommen, der ihren Sicherheitsvorstellungen Rechnung trug – und das hieß, den Völkerbund zu einem Instrument der Sieger umzubauen, mit dem Ziel, das Deutsche Reich dauerhaft niederzuhalten. Die Machtverhältnisse am Ende des Krieges sollten mit Hilfe der internationalen Völkergemeinschaft zementiert werden. Die Stärkung des Völkerbundes bedeutete daher keinesfalls eine Stärkung des Gedankens einer internationalen Zusammenarbeit, sondern die Aufrechterhaltung der Frontstellungen des Weltkriegs.

Die Briten, vor allem aber die US-Amerikaner waren allerdings nicht willens, sich durch einen „französischen“ Völkerbund dauerhaft außenpolitisch binden zu lassen und damit wesentliche Teile ihrer nationalen Souveränität aufzugeben. Die US-amerikanischen Republikaner um Henry Cabot Lodge hatten frühzeitig deutlich gemacht, daß sie nicht bereit wären, einen Völkerbund mitzutragen, der entscheidende Rechte des US-amerikanischen Kongresses berühren und mit den Traditionen der US-amerikanischen Außenpolitik brechen würde: Neben der grundsätzlichen Empfehlung George Washingtons, sich „verstrickender Allianzen“ mit den Europäern zu enthalten, war es vor allem die sogenannte Monroe-Doktrin aus dem Jahr 1823, die den Einfluß der europäischen Kolonialmächte zurückdrängen und gleichzeitig die Hegemonie der Vereinigten Staaten über Nord- und Südamerika ermöglichen sollte, welche die Republikaner in Gefahr sahen. Am 28. Februar 1919 ergriff Henry Cabot Lodge im Senat das Wort und warf Präsident Wilson vor, hektisch auf die Installation eines Völkerbundes zu dringen, wo es doch viel wichtiger sei, einen Frieden mit Deutschland zu schließen, der „solche Bedingungen enthalten müsse, daß Deutschland gehindert werden würde, jemals wieder einen Weltkrieg vom Zaun zu brechen“. Da sich Frankreich so mutig den „deutschen Horden“ gestellt und die Last des Kriegs weitgehend allein getragen habe, sollte Frankreichs Sicherheit unbedingt garantiert werden. So müßten die „barrier states“ der Polen, der Tschechen und der Jugoslawen unterstützt werden und Frankreich Elsaß-Lothringen erhalten. Dies sei um so wichtiger, als Deutschland bereits wieder sein Haupt erhebe: „Deutschland ist schon wieder eine Bedrohung, und der einzige Grund für einen großen Krieg liegt in der Geschichte und in der Zukunft Deutschlands. Es muß jetzt so angekettet und gefesselt werden, daß es nie wieder eine Bedrohung für den Weltfrieden werden kann.“ Wenige Tage nach der Rede von Lodge brachten die Republikaner in den Senat eine Resolution mit der Aufforderung ein, der Völkerbundsatzung in der vorliegenden Form die Zustimmung zu verweigern. Die einflußreichsten Männer der republikanischen Partei, Lodge, Knox und Harding hatten diesen sogenannten „round robin“, eine Erklärung, bei der alle Unterschriften kreisförmig angeordnet werden, unterschrieben. Von den 96 Senatoren unterstützten insgesamt 37 diesen Antrag und sprachen sich gegen die Völkerbundsatzung aus. Damit verfehlte Präsident Wilson eindeutig die für die Ratifikation nötige Zweidrittelmehrheit im Senat.

Der Präsident war zum Nachverhandeln in Paris gezwungen und stand vor dem fast unlösbaren Dilemma, den Franzosen eine Schwächung des Völkerbundes zuzumuten, die ohnehin die Kraftlosigkeit des Völkerbundes fürchteten. In dieser Phase war Wilson notgedrungen bereit, deutliche Abstriche an seinem ursprünglichen Friedensprogramm hinzunehmen, um nur ja die Zustimmung der Alliierten zum Völkerbund zu erhalten. Die „dunkle Periode“ der Friedensverhandlungen begann: Die Frage nach den Grenzen Deutschlands und damit auch die Klärung des Schicksals Ostpreußens, Danzigs, der Saar und des Rheinlandes, die Festlegung der von Deutschland zu leistenden Reparationen, die Abrüstungsbestimmungen, die künftige Politik gegenüber Sowjetrußland sowie die Berücksichtigung der italienischen und japanischen Ansprüche – all diese Probleme gerieten jetzt zwangsläufig in das Gravitationsfeld der Verhandlungen um eine überarbeitete Völkerbundsatzung.

Vor allem Clemenceau versteifte sich nun unerbittlich auf die Umsetzung der territorialen Ansprüche Frankreichs und seiner Verbündeten in Osteuropa: „Die Deutschen sind ein servilles Volk, das den Zwang braucht ... Es gibt zwar in Deutschland den heftigsten Widerstand gegen die Übergabe Danzigs an Polen, doch um das historische Verbrechen, das an Polen begangen worden ist, wiedergutzumachen, sind wir verpflichtet, diese Nation auferstehen zu lassen und ihr auch die Möglichkeiten zu geben, selbständig zu leben.“ Das Dilemma des gesamten Friedens von Versailles lag offen da. Ein Frieden, wie er Clemenceau vorschwebte, bedeutete notgedrungen nicht nur die Abkehr von den Prinzipien Wilsons, sondern mußte sich zudem auch noch auf die Bajonette der Alliierten stützen, um Deutschland dauerhaft niederzuhalten. Ein System aus territorialer Amputation in Ost und West, wirtschaftliche und militärische Schwächung sowie politische Isolierung des Deutschen Reiches sollten den Rahmen der Friedensordnung bilden. Zugleich würde Deutschland, wie der südafrikanische General Smuts meinte, trotz eines harten Friedens „ein dominanter Faktor in Europa bleiben, und es wäre närrisch zu glauben, man könne die Welt ohne seine Mithilfe neu errichten.“ Doch diese Lektion mußte Europa noch lernen. Angesichts der innen- und außenpolitischen Zwänge, denen die Akteure unterlagen – Angst vor einem übermächtigen Nachbarn und Angst vor Souveränitätsverlust – konnte man den Versailler Vertrag fast einen „tragischen Frieden“ nennen.

Das Schlußwort, das in seiner Weitsicht prophetisch anmutet, soll dem jungen US-amerikanischen Diplomaten William Christian Bullitt überlassen bleiben, welcher der US-amerikanischen Friedensdelegation angehört hatte und der am 17. Mai 1919 dem Präsidenten seinen Rücktritt als Delegierter mit den Worten erklärte: „Unsere Regierung hat zugestimmt, daß die leidenden Völker dieser Welt neuen Unterdrückungen, Ausbeutungen und Teilungen unterworfen werden ... Ungerechte Entscheidungen der Konferenz hinsichtlich Tsingtaus / Schantungs, Tirols, Ungarns, Ostpreußens, Danzigs und der Saar machen neue internationale Konflikte unausweichlich – ein neues Jahrhundert des Krieges steht uns bevor.“



Unterzeichnung des Versailler Friedensvertrages am 28. Juni 1919: George Clemenceau (vorne), der innenpolitisch stark unter Druck gesetzte US-Präsident Woodrow Wilson (Mitte) und David Lloyd George (rechts mit Hut) verlassen das Schloß von Versailles. Foto: pa



Zu spät

Die Deutschen sterben aus

Es ist 30 Jahre nach zwölf" lautete die wenig ermunternde These des Autors von „Die ausgefallene Generation – Was die Demographie über unsere Zukunft sagt". Herwig Birg, Leiter des Instituts für Bevölkerungsforschung und Sozialpolitik der Universität Bielefeld und Präsident der Deutschen Gesellschaft für Demographie, stellt darin ganz nüchtern fest, daß Deutschlands demographischen Probleme, die erst in den letzten Jahren vermehrt in der Öffentlichkeit diskutiert wurden, im Grunde schon vor über einem Vierteljahrhundert begannen, in dem nämlich die Generation, die heute die Kinder bekommen sollte, gar nicht im nötigen Umfang geboren worden ist. Hinzu kommt, daß jene, die in diesem Zeitraum geboren wurden, nur wenig Kinder bekommen.

Ein wenig umständlich führt der 1939 im Banat geborene und nach dem Zweiten Weltkrieg 1947 in Jugoslawien internierte Autor die Geschichte der Bevölkerungsforschung und -entwicklung an. Hierbei ist ihm nicht immer ganz leicht zu folgen, da er Themenfelder anspricht, die vielen fremd sind, und er viel mit Zahlen hantiert. Trotzdem gelingt es ihm, den Leser immer wieder in bekanntes Terrain zu führen und mit einer leichtverständlichen Sprache auch komplizierte Sachverhalte zu vermitteln.

Am Beispiel der verschiedenen Vorausberechnungen der Weltbevölkerung für das Jahr 2050 zeigt er, welche Faktoren für derartige Untersuchungen wichtig sind und wie sich die verschiedenen Länder im Laufe der nächsten Jahrzehnte in ihrer Bevölkerungsentwicklung verhalten werden.

Von der Welt geht es zurück nach Deutschland, wo er ebenfalls auf die Entwicklung der Bevölkerung eingeht und belegt, daß in Deutschland keineswegs die Ein-Kind-Familie dominiert, sondern ein Großteil der Eltern zwei Kinder hat. Dies fällt jedoch nicht ins Gewicht, da gut ein Drittel der Frauen gar keine Kinder bekommt, so daß der statistische Durchschnittswert nur 1,4 Kinder pro Frau ergibt.

Daß die fehlende Zahl der Renteneinzahler bei einer überalternden Bevölkerung – an der auch zahlreiche andere Länder weltweit kranken – nicht das einzige Problem ist, belegt der Autor an zahlreichen Beispielen. Allerdings sei es nicht wahr, daß eine alternde Bevölkerung auch gleichzeitig im Vergleich zu einer jüngeren eine unproduktivere ist. Auch sei es absolut unhaltbar, zu behaupten, daß Deutschlands Heil in der Zuwanderung liege. Daß Zuwanderung den Deutschen bei ihren demographischen Problemen nicht helfen kann, ist für Herwig Birg eindeutig. Aber auch eine Familienpolitik, die Familien fördere, bräuchte Jahrzehnte, bis sich die ersten Erfolge abzeichnen würden.

Letztendlich offenbart die Lektüre von „Die ausgefallene Generation" alles andere als ermutigende Zukunftsaussichten, da der Tenor des Autors ziemlich eindeutig lautet, daß es jetzt kaum noch Wege aus dem Dilemma gibt, ein Dilemma, auf das die Wissenschaft die Politik schon Jahrzehnte zuvor hingewiesen habe, das die Politiker jedoch genau wie die Medien ausgeblendet hätten. *Bel*

***Herwig Birg: „Die ausgefallene Generation – Was die Demographie über unsere Zukunft sagt"**, C. H. Beck, München 2005, geb., 158 Seiten, 16,90 Euro*



Düster und geheimnisvoll

Rätsel um einen Soldaten im Zweiten Weltkrieg und eine Steilwand

Jan Severin Somm ist ein Mann Anfang 30. Er lebt in der Stadt und sein Beruf des Tierpräparators ist eben so wenig zukunftsversprechend wie seine Beziehung mit Cécile.

Von daher heißt er die aus heiterem Himmel kommende Nachricht, eine Hütte in den Schweizer Bergen geerbt zu haben, durchaus willkommen.

Kurzerhand kündigt er, in dem Glauben sowieso nichts zu verlieren zu haben, seine Wohnung und bezieht das Häuschen des verstorbenen Fortunat Wiler im verschneiten Bergdorf Gspona.

Doch nicht genug damit, daß die Bergler sein Haus als „Mörderhaus" bezeichnen. Er findet in Wilers Haus einen zugemauerten Raum. „Jan verkeilte seine Füße in den Leitersprossen, genauer visierte er die Stelle an, wo der Riegel saß. Zum dritten Mal riß er den Vorschlaghammer hoch. Der rostige Kopf krachte gegen das Holz, der Riegel gab mit einem Knall nach, die Falltür sprang einige Zentimeter hoch und fiel zurück."

Was Jan in diesem Zimmer findet, wird ihn in die Vergangenheit Gsponas führen, genauer gesagt in die Zeit von Fortunat Wilers Jugend, als er als Soldat im Zweiten Weltkrieg in dem Bergdorf stationiert war.

Ein Geheimnis liegt über dieser Vergangenheit, etwas Schreckliches, das in einem mysteriösen Zusammenhang mit der Steilwand, die von den Dörflern als Schattwand betitelt wird, steht. „Er betrachtete die Wand wieder als Ganzes. Erinnerte sich an Fortunat Wilers Versuche, sie zu malen. Vor wenigen Wochen war er vor den Bildern gestanden, es schien ihm, als wären Jahre vergangen. Die Erinnerung daran, oder an Cécile und die Nächte mit ihr, war verweht wie der Schnee auf den steilen Felsplatten. Um wie viel deutlicher er Fortunats Weg durch die Wand sah! Eine gezackte Linie, sie sprang ihm aus dem Spinnennetz der verschneiten Simse entgegen wie ein Vexierbild, dessen Geheimnis – einmal entdeckt – offenlag."

Dieses Geheimnis zu lüften, wird für Jan zur Obsession. Völlig vernarrt in den Gedanken, das Vergangene aufzudecken, merkt er nicht, daß er drauf und daran ist, sein Leben aufs Spiel zu setzen. Denn es scheint so, als wäre es jemandem sehr daran gelegen, die Vergangenheit ruhen zu lassen.

Urs Augustburger ist es gelungen, mit „Schattwand" ein so mysteriös wie geheimnisvolles Drama zu erschaffen, das Spannung bis zur letzten Seite garantiert. *A. Ney*

***Urs Augustburger: „Schattwand"**, dtv, München 2005, 222 Seiten, 8,90 Euro*

Von Widerstand keine Spur!

Eindrucksvoller Roman über die Reaktion der Franzosen auf die Deutschen 1940

Die Lektüre des Romans „Suite française" ist von Anfang an mit einem merkwürdigen Gefühl verbunden. Einer Zeitreise gleich wird der Leser ins Paris kurz vor dem Einmarsch der Deutschen im Zweiten Weltkrieg katapultiert. Eine Zeitreise deswegen, weil der Roman zur selben Zeit entstand und die Verfasserin daher gar nicht wußte, wie es mit dem Zweiten Weltkrieg weitergeht. Denise Epstein, die Tochter der 1903 geborenen, während der Russischen Revolution mit ihrer Familie von Kiew nach Paris geflüchteten Autorin Irène Némirovsky, hat das handgeschriebene Romanfragment ihrer Mutter in einem alten Koffer entdeckt und erst jetzt der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Irène Némirovsky, eine in den 30er Jahren in Frankreich gefeierte Autorin, beschreibt in ihrem nie vollendeten Roman die Flucht mehrerer Familien aus dem von den Deutschen bedrohten Paris.

So flüchtet Madame Péricands mit ihren vier Kindern, ihrem gebrechlichen Schwiegervater und dem Hauspersonal aus der Stadt. Trotz aller Unannehmlichkeiten bewahrt sie stets Haltung, vergißt dann aber doch den kranken, steinreichen Schwiegervater. Der verheiratete Bankdirektor Corbin hingegen kümmert sich lieber um die Sicherstellung seiner Geliebten als um sein Personal, und der berühmte Schriftsteller Gabriel Corte ist entsetzt, daß sich ihm bei Nennung seines Namens nicht mehr alle Türen öffnen. Nur das kleinbürgerliche Ehepaar Michauds scheint in dem ganzen Durcheinander nicht nur sein eigenes Wohl im Auge zu haben, vergißt nicht, sich für Wohltaten zu bedanken und sucht seinen als Soldat verletzten Sohn.

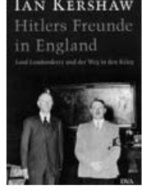
Hat der erste Teil des Buches schon den Eindruck hinterlassen, daß Irène Némirovsky ihre Landsleute nicht wirklich bedauert und ihre negativen Eigenschaften hervorhebt, so verstärkt der zweite Teil des Buches diesen Eindruck. Personen, die der Leser schon beim Durchzug des Pariser Flüchtlingszuges über Land als Nebenfiguren kennengelernt hat, stehen nun im Mittelpunkt. Ängstlich warten die Dorfbewohner auf die ersten deutschen Soldaten, die laut Propaganda Monster sein müssen, und sind überrascht, als sie junge, fröhliche Männer in das Dorf spazieren sehen, die höflich nach Feuer fragen, mit den Franzosen plaudern und sogar ihre Sorgen mitteilen. „Madame, ich fahre in zehn, Montag in acht Tagen. Seit Beginn des Krieges habe ich nur einen kurzen Weihnachtsurlaub gehabt, nicht einmal eine Woche. Ach, Madame, wie sehnlich wir auf diese Urlaube warten."

Da die deutschen Männer sich sogar gesitteter geben als die männlichen Dorfbewohner, verlieben sich einige Französinnen in die Besatzer, woraufhin es zu einem tragischen Mord eines sich zu unrecht betrogen fühlenden Ehemannes an einem jungen Deutschen kommt. Trotz dieses Zwischenfalls zeigt die Autorin jedoch eine Gesellschaft, die sich relativ gut mit den Deutschen arrangiert. Das ist insoweit interessant, da sie ungetrübt von der späteren Selbstdarstellung der Franzosen das schreibt, was sie erlebt hat.

Wovon Irène Némirovsky jedoch überhaupt nicht schreibt, ist die beginnende Judenverfolgung, der sie als getaufte Jüdin zum Opfer fällt. In einem Nachwort wird der Lebensweg der Autorin geschildert, die 1942 in einem Lazarett in Auschwitz starb. Auch ihr Mann, der sich für seine kranke Frau auswechseln lassen wollte, starb dort: Er wurde gleich nach seiner Ankunft ermordet. Ihre Töchter Elisabeth und Denise wurden von Freunden versteckt und überlebten, doch es wird darauf hingewiesen, daß französische Häscher im Auftrag der Besatzer verbissen Jagd auf die fünf- und 16jährigen Kinder machte. Von heldenhaftem Widerstand keine Spur!

Ein sehr berührender und detailreicher Roman einer bemerkenswerten Autorin. *R. Bellano*

***Irène Némirovsky: „Suite française"**, Knaur, geb., 509 Seiten, 22,90 Euro*



Britanniens Weg in den Krieg

Ian Kershaw über Lord Londonderry und andere Befürworter Hitlers

Hitlers Freunde in England – Lord Londonderry und der Weg in den Krieg" lautet der ins Deutsche übertragene Titel eines Buches des britischen Historikers Ian Kershaw, dessen zweibändige Hitler-Biographie vor einigen Jahren viel Lob der deutschen Massenmedien auf sich zog.

Wer zum Vergleich den Originaltitel heranzieht, entdeckt eine bezeichnende Abweichung, hieße doch die wörtliche Übersetzung „Freundschaft schließen mit Hitler. Lord Londonderry und Britanniens Weg in den Krieg". Daß Großbritannien den Weg in den Krieg eingeschlagen haben soll, das darf man offenbar der deutschen Leserschaft nicht zumuten, war es doch nach zur Zeit geltender Generalmeinung allein das Deutsche Reich, das eben diesen Weg gewählt hat.

Kershaw verwendet das Leben des britischen Hocharistokraten Lord Londonderry als roten Faden, um die keineswegs kleine Gruppe von Engländern zu schildern, die der Meinung war, es läge im Interesse des Britischen Empires, nicht etwa den kriegerischen Konflikt mit Deutschland zu suchen, sondern einen Ausgleich herzustellen. Deutschland war nach deren Ansicht im Versailler Friedensvertrag durchaus Unrecht geschehen, das um der Entspannung in Europa willen wieder gutgemacht werden sollte. Daher begegneten sie Forderungen der neuen Reichsregierung mit Verständnis, wenngleich Lord Londonderry, zeitweise Luftfahrtminister in der britischen Regierung, stets davon ausging, daß die Verständigung Hand in Hand gehen müsse mit einer angemessenen Aufrüstung Großbritanniens.

Sie hätte, so meinte er, die nationalsozialistische Regierung davon abgehalten, über ihre Ziele hinauszuschießen.

Londonderry war nicht der einzige Engländer, der solchen Gedanken anhing. Der Autor nennt zahlreiche Namen aus dem britischen Hochadel; er ist sogar der Meinung, daß das neue Deutschland in dieser Gesellschaftsschicht erhebliche Sympathien genossen habe. Darüber hinaus zählt er dazu beispielsweise die „British Legion", den Zusammenschluß der britischen Frontkämpfer des Ersten Weltkrieges, die Verständnis aufbrachte für deutsches Streben nach internationaler Gleichberechtigung wie auch die Besitzer einiger der großen Zeitungen, die die Linie vertraten, man müsse auf die immer wiederholten freundschaftlichen Angebote der Reichsregierung positiv eingehen. Kershaw unterstreicht, daß man keineswegs diesen Briten unterstellen sollte, sie seien nationalsozialistisch gesinnt gewesen oder hätten eine bedingungslose Liebe zu Deutschland kultiviert; stets sei es ihnen um britische Interessen gegangen.

Ihnen entgegen standen die Kreise, die vor wie nach dem Ersten Weltkrieg vor Deutschland warnten und davon überzeugt waren, daß es einen zweiten Krieg Großbritanniens gegen Deutschland geben müsse, wenn das Reich wieder erstarkte. An der Spitze standen Winston Churchill sowie Lord Vansittart, Antony Eden, Alfred Duff Cooper und Lord Halifax, die zeitweise in der Regierung oder ihrem Umfeld wichtige Rollen spielten. Sie machten ihren ganzen Einfluß geltend, daß Großbritannien jede ausgestreckte Hand Deutschlands, derer es laut Kershaw viele gab, zurückwies.

Als 1939 der Inselstaat dem Deutschen Reich den Krieg erklärte, hatten Lord Londonderry und seine Freunde längst ihren politischen Einfluß verloren – nicht zuletzt durch Hitlers Okkupation der „Resttschechei", die den konfliktbereiten britischen Politikern Recht zu geben schien. Die Friedensfreunde aber blieben dabei, daß trotz allem ihre Politik die richtige gewesen sei: Der Krieg zwischen Deutschland und Großbritannien sei unnötig gewesen. Autor Kershaw sieht das allerdings anders. Er resümiert: Der Krieg sei „absolut notwendig und mußte um jeden Preis geführt werden, um den Nationalsozialismus zu besiegen". Eine solche Kreuzritter-Mentalität nimmt den Verlust des britischen Weltreiches dafür gern in Kauf.

Nach dem Gedenkgottesdienst für den 1949 verstorbenen Lord Londonderry sagte der damalige Luftfahrtminister in der Labour-Regierung, Henderson, seinem Begleiter ‚Chips' Channon: „Vielleicht hat Londonderry von Anfang an Recht gehabt." Der aus der Oberschicht stammende konservative Unterhausabgeordnete antwortete: „Natürlich hatte er das." *Hans-Joachim von Leesen*

***Ian Kershaw: „Hitlers Freunde in England – Lord Londonderry und der Weg in den Krieg"**, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2005, geb., 528 Seiten, 39,90 Euro*

Zeitersparnis

Buch hilft bei Suche im Internet

Mit dem Internet entstand eine einmalige Informationsmöglichkeit, die kein Buch, selbst keine Bibliothek der Welt bieten kann. Mit Suchmaschinen wie „Google" kann man sich inzwischen in dem weltweiten Netz auch schon ziemlich gut zurechtfinden. Dort gibt man Stichwörter ein und alles, in dem der gesuchte Begriff vorkommt, wird aufgelistet. Aber auch hier kann es noch zu Tausenden von Hinweisen kommen, so daß die Auswahl manches mal sehr viel Zeit in Anspruch nehmen kann.

Hierfür gibt es nun schon seit über sieben Jahren das „Das Web-Adress-Buch", das nach Rubriken sortiert, alphabetisch dazugehörige Stichwörter und die zu diesem Thema wichtigsten zwei bis zehn deutschen Internetadressen anführt. Das inzwischen zum neunten Mal aktualisierte Buch bietet für 2006 als Beigabe die besten Internetseiten zum Thema Fußball-Weltmeisterschaft.

Das besondere an dem Buch ist, daß es dem Benutzer das zeitaufwendige Recherchieren bei den Suchmaschinen teilweise abnimmt. Da die Redakteure des Verlages auch die Hintergründe zu den Adressen recherchiert haben, kann sich der Anwender darauf verlassen, daß er keinen unsauberen Anbietern in die Falle geht. Zu loben ist, daß die für das „Telefonbuch fürs Internet" Zuständigen schon eine Vorauswahl getroffen haben. Doch was einerseits als „Klasse statt Masse" zu bewerten ist, kann andererseits auch mit Kritik bedacht werden, da die Auswahl manchmal doch ein wenig zu eng begrenzt wurde.

Interessanterweise sind auch einige Internetseiten abgebildet, so daß der Leser des Buches häufig schon einen Eindruck davon erhält, ob dieser Seite ihm das Gewünschte anbietet oder nicht. Dabei wird unter dem Stichwort „Zeitungen" auch die *PAZ* mit einem Foto ihrer Internetseite vorgestellt.

Auf jeden Fall ist es hilfreich, „Das Web-Adress-Buch für Deutschland 2006" neben seinem Telefonbuch zu postieren, da es häufig einfach schneller ist, in einem Buch zu suchen, als stundenlang vorm Computer zu sitzen und zu wissen, daß die gesamte Zeit – es sei denn, man hat eine „Flatrate" – der Gebührenzähler für die Internetleitung läuft. *E. D.*

***„Das Web-Adress-Buch für Deutschland 2006"**, m.W.-Verlag, Frankfurt 2005, 921 Seiten, 15,90 Euro*

OSTPREUSSEN-KLASSIKER



Korall/Strunz – Ostpreussen
Reise in ein Land mit Vergangenheit
Über 180 Bilder porträtieren Ostpreußen in seiner landschaftlichen Schönheit, mit seinen alten geschichtsträchtigen Städten und herausragenden Kunstdenkmälern. Ein zusätzlicher Bildteil mit historischen Aufnahmen führt in die Welt des alten Ostpreußen.
Geb, 124 Seiten m. meist farb. Abb., 1 farb. Kte, 28,5 cm **Best.-Nr.: 4504 € 24,95**



Bufe/Schülein
Königsberg Expreß
Express - so schnell wie der Name andeutet und wie einst die Züge Königsberg mit Berlin verbanden, war der Königsberg-Expreß, der am 9. August 1991 erstmals nach 46 Jahren wieder beide Städte verband, mit 13 Stunden Reisezeit sicher nicht. Selbst die Königlich Preußische Eisenbahnverwaltung benötigte vor dem Ersten Weltkrieg nur knapp 8 Stunden mit dem Nord-Expreß.
Geb., 111 Seiten, 29 cm **Best.-Nr.: 1891, € 21,00**



Georg Hermanowski
Ostpreußen Wegweiser durch ein unvergessenes Land
Dieses Buch will, wie der Name schon sagt, Wege nach und durch Ostpreußen weisen. Was an diesen Wegen lag oder immer noch liegt, wird in etwa 500 alphabetisch geordneten Stichworten vorgestellt. Der Leser wird mit der prussischen Vergangenheit wie mit der Geschichte Ostpreußens und des Fürstbistums Ermland bekannt gemacht, er erfährt Wesentliches über die Gründung der Städte und Dörfer wie deren Entwicklung, über die großen Persönlichkeiten, die aus ihnen hervorgingen.
Geb., 344 Seiten **Best.-Nr.: 1430, € 12,95**



Georg Hermanowski
Ostpreußen-Lexikon
Unentbehrliches Nachschlagewerk für alle, die Ostpreußen lieben und alle, die ihr Wissen über das Land und seine Menschen vertiefen wollen mit 308 Illustrationen,
Geb., 328 Seiten
Best.-Nr.: 1030, € 12,95

Buch der Woche

James Risen
State of War

Die geheime Geschichte der CIA und der Bush-Administration
In den Siebziegern drehten sich in den USA die Affären um Machtmissbrauch in der Innenpolitik. In den Achtzigern brachen Amerikaner Gesetze bei verdeckten Operationen im Ausland. Heute ist Amerika ein Kriegsstaat, und die Verschleppung und Folter von Gefangenen, groß angelegte Lauschangriffe im In- und Ausland und vertuschte Verstöße gegen internationales Recht sind an der Tagesordnung - und nur die Spitze des Eisberges.

James Risen, Starrreporter der New York Times, hat mit Hunderten von Insidern aus amerikanischen Geheimdienst- und Regierungskreisen, aus internationalen Organisationen und der U.S. Army gesprochen. In State of War schildert er das Ergebnis seiner Recherchen: die bislang sorgsam verborgen gehaltene wahre Geschichte der Ära Bush, die viele offizielle Verlautbarungen ad absurdum führt und dazu zwingt, das weltpolitische geschehen der vergangenen Jahre aus neuer Sicht zu betrachten.
Geb. 260 Seiten, 21 cm **Best.-Nr.: 5097, € 19,95**

Neu!



DVD
Flucht und Vertreibung
Die dreiteilige Fernsehdokumentation aus dem Jahr 1981 wurde für ihre anschauliche Schilderung des Leids der Betroffenen mit der „Goldenen Kamera" der HÖRZU ausgezeichnet.
Jetzt erscheint der Doku-Klassiker endlich auf DVD, ergänzt um 90 Minuten bislang unveröffentlichte Bonus-Interviews.
Best.-Nr.: 5069, € 19,95

Musik aus alten Zeiten!

Die Schellack Starparade Vol. 1; CD
Joseph Schmidt, Liane Haid, Alfred Strausz, Max Mensing, Jan Kiepura, Liliane Harvey, Heinz Rühmann & Herta Feiler, u.v.m., 18 Lieder
Best.-Nr.: 4903, € 8,95

Die Schellack Starparade Vol.2; CD
Schuricke Terzett, Ilse Werner, Zarah Leander, Sven Olof Sandeberg, Marlehne Marthan, Horst Winter, Willy Fritsch, u.v.m., 18 Lieder
Best.-Nr.: 4905, € 8,95

Willi Ostermann; CD
Seine größten Erfolge, 20 Lieder
Best.-Nr.: 4904, € 8,95

Zarah Leander Vol. 1; CD
Romanze, Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt, Ich weiß nicht, warum ich es tue, Eine Freundin so goldig wie du, Die lustige Witwe, u.v.m.
Gesamtspielzeit: 59:57 Min.
Best.-Nr.: 4907, € 8,95

Zarah Leander Vol. 2; CD
Blaue Husaren, Drei Sterne sah ich scheinen, Wann wirst du mich fragen, Fatmé erzähl mir ein Märchen, Sag mir nicht „Adieu! - sag mir „Auf Wiederseh'n", u.v.m.
Gesamtspielzeit: 56:44 Min.
Best.-Nr.: 4908, € 8,95

Marika Rökk, CD
In der Nacht ist der Mensch nicht gern alleine, Musik, Musik, Musik, Es ist nur die Liebe, Ein Walzer für dich und für mich, u.v.m., 13 Lieder
Best.-Nr.: 4909, € 8,95

Lale Andersen; CD
Lili Marleen, Piloten, Drei rote Rosen, Unter der roten Laterne von St. Pauli, Unter einem Regenschirm am Abend, u.v.m., 18 Lieder
Best.-Nr.: 4910, € 8,95

Johannes Heesters; CD
Sweetheart, Amor, amor, Mein Herz müsste ein Rundfunksender sein, Man müsste Klavier spielen können, u.v.m.
14 Lieder
Best.-Nr.: 4911, € 8,95

Rudi Schuricke; CD
Man kann sein Herz nur einmal verschenken, Das blonde Kätchen, Stern von Rio, Komm doch in meine Arme, u.v.m., 16 Lieder
Best.-Nr.: 4912, € 8,95

Willy Berking; CD
Küß mich, bitte bitte küß mich, Rosamunde, Das blonde Kätchen, Hoch drob'n auf dem Berg, u.v.m.
14 Lieder
Best.-Nr.: 4913, € 8,95

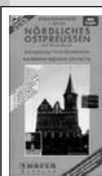
Ilse Werner; CD
Wir machen Musik, Wer pfeift was, Wann wirst du wieder bei mir sein?, Die kleine Stadt will schlafen gehen, u.v.m.
12 Lieder
Best.-Nr.: 4914, € 8,95

Marta Eggert und Jan Kiepura; CD
Ich sing mein Lied heut' nur für dich, Ob blond, ob braun, ich liebe alle Frau'n!, u.v.m, Gesamtspielzeit: 42:22
Best.-Nr.. 4915, € 8,95

Willy Fritsch & Lilian Harvey; CD
Liebling, mein Herz läßt dich grüssen, An der Donau wenn der Wein blüht, Ein Freund, ein guter Freund, u.v.m.
13 Lieder
Best.-Nr.. 4917, € 8,95

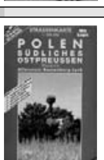
Tanzorchester von Damals; CD
Marek Weber, Willy Berking, Georges Boulanger und sein Ensemble, Benny de Weille, Barnabas von Geczy, Harry James and his Music Makers, Walter Dobschinski, u.v.m, 18 Lieder
Best.-Nr.. 4919, € 8,95

Tiana Lemnitz - Sopran; CD
Arien aus: Die Hochzeit des Figaro, Die Zauberflöte, Der Freischütz, Der Troubadour, Othello, Arabella
Gesamtspielzeit: 61:47 Min.
Best.-Nr.: 4906, € 8,95



Straßenkarte Nördliches Ostpreußen
mit Memelland, Königsberg, Tilsit, Gumbinnen
- 1:200.000
- 2-sprachig bis in Detail und in kyrillisch
- separates Ortsnamenverzeichnis
- Innenstadtplan und Hinweis auf Sehenswürdigkeiten
- inklusive Lupe

Best.-Nr.: 1145 € 10,70



Straßenkarte Südliches Ostpreußen
Masuren, Allenstein, Rastenburg, Lyck
- 1:200.000
- 2-sprachig bis in Detail
- separates Ortsnamenverzeichnis
- Innenstadtplan und Hinweis auf Sehenswürdigkeiten
- inklusive Lupe

Best.-Nr.: 1146 € 10,70



Sonderangebot

Dieter Boenke
Verlorene Heimat, gefangene Träume
Ein Ostpreuße erinnert sich an Kindheit, Kriegsjahre und Gefangenschaft, Ostpreußens Schönheit und seine unverwechselbaren Charaktere scheinen auf charmante, manchmal wehmütige Weise durch, wenn Dieter Boenke von Kindheit und Jugend in der alten Heimat, von den Kriegsjahren und der Zeit der Gefangenschaft erzählt.
Broschiert, 272 Seiten

Best.-Nr.: 1296
statt € 12,90 **NUR € 5,99**

SCHNÄPPCHEN!!!



Armin Rossmeier
Die Gichtdiät
Beschwerdefrei und purinarm leben, Rezepte für jeden Tag, Einfach, wirksam und köstlich.
Geb., Spiralbindung, 140 Seiten
Best.-Nr.: 3354
jetzt nur noch € 4,95

inklusive ostpreußischer Rezepte!



Gudrun Schmidt
Heimat geht durch den Magen
Hörer erzählen von Gerichten und Geschichten. Ein Rezept-Wettbewerb der WDR-Sendung „Alte und neue Heimat".
Kart., 330 Seiten mit Illustr., 21 cm, **Best.-Nr.: 2422**
NUR € 11,00
(so lange der Vorrat reicht)

Edita Pospisil
Die Bilddiät
Schlank, satt und gesund Bild dir dein Gewicht! Macht satt und für immer schlank!
Geb., 176 Seiten
Best.-Nr.: 3353,
NUR € 4,95



Pikante und vielseitige Kochideen mit Kohl
Es gibt wohl kaum ein Kulturgemüse, das so variantenreich und in so verschiedenen Zuchtformen auf dem Markt ist wie der Kohl. Nicht nur Witwe Bolte liebte Kohl, „besonders wenn er wieder aufgewärmt"
Geb., 96 Seiten, mit zahlr. Farbfotos, 19,5 cm **Best.-Nr.: 2754, NUR € 5,00**

Manfred Lütz
Lebenslust
Wider die Diät-Sadisten, den Gesundheitswahn und den Fitness-Kult
„Höchste Zeit, etwas gegen den Gesundheitswahn zu tun!", fand Manfred Lütz, renommierter Psychologe und begnadeter Essayist, dem in puncto Wortwitz so leicht keiner das Wasser reicht.
Geb., 208 Seiten, 22 cm
Best.-Nr.: 1902, € 14,90

Abwechslungsreiche und pikante Ideen mit Zwiebeln
Mit leckeren Lauch- und Knoblauchrezepten
Geb., 96 Seiten, mit zahlr. Farbfotos, 19,5 cm
Best.-Nr.: 2755,
NUR € 5,00



Pfiffige Ideen für leckere Pfannkuchen
Mit köstlichen Waffel- und Crepes-Rezepten
Geb., 96 Seiten, mit zahlr. Farbfotos, 19,5 cm
Best.-Nr.: 2743,
NUR € 5,00



Omas Rezepte
Landküche
Die Erinnerungen an Omas Rezepte lösen wahre Schlemmerorgien ins Gedächtnis. Die Küchenweisheiten aus Großmutters Zeiten gehören zur Familientradition und vererben sich oft nur mündlich von Generation zu Generation. Hier kommt Abhilfe.
Geb., 127 Seiten
Best.-Nr.: 3889 € 10,00

Omas Leckereien – Landküche
Mit einer Nachspeise wird jede Mahlzeit zu einem Festessen. Wer aber beherrscht noch die selbst gemachte Dessertzubereitung ohne Pulverkreationen und Fertigprodukte? Eine der schönsten Erinnerungen an die Kindheit sind zweifelsohne die köstlichen Nachtischkreationen.
Geb., 110 Seiten
Best.-Nr.: 3890 € 10,00

INTA-ELISABETH KLINGELHÖLLER

Die Trilogie.....

Ein Stück blauen Himmel und die eigene Kindheit holt Inta-Elisabeth Klingelhöller (Schwester des Wilhelm v. Gottberg) in ihrer Trilogie "Eilig liefen meine Füße" zurück. In ihren Schilderungen erzählt sie von der Kindheit auf dem Gut, der einzigartigen Landschaft Ostpreußens, der Liebe zu den Pferden und von menschlichem Miteinander auf dem Gut. Dann die dramatische Flucht im letzten Augenblick aus der geliebten Heimat und die oft kuriosen Schwierigkeiten eines Neuanfangs. Mit ihren Büchern möchte die Autorin auch jüngeren Lesern das Fenster öffnen zum besseren Verstehen der Elterngeneration.

Eilig liefen meine Füße, Band 1
Lebenserinnerungen einer Ostpreußin
Kart., 209 Seiten **Best.-Nr.: 1486, € 10,50**
Eilig liefen meine Füße, Band 2
Das Leben geht weiter
Kart., 249 Seiten **Best.-Nr.: 1487, € 12,00**
Eilig liefen meine Füße, Band 3
Lebenserinnerungen einer Ostpreußin
Kart., 300 Seiten **Best.-Nr.: 1488, € 13,00**

SUPERSONDERANGEBOT!

Eilig liefen meine Füße
Alle drei Bände zusammen
Best.-Nr.: 1246 statt € 35,50 jetzt NUR € **29,99**

Das aktuelle Buch

Augen zu und durch
Zwischen Gestern und Heute
Erlebnisse mit Pferden
Kart., 258 Seiten

Best.-Nr.: 3400,
€ 13,50

Andreas von Bülow
Die CIA und der 11. September
Internationaler Terror und die Rolle der Geheimdienste. Vehement widerspricht Andreas von Bülow der offiziellen Version der Geschehnisse vom 11. September: Ohne geheimdienstliche Unterstützung war eine solche Operation nicht durchzuführen, so die brisante These des Autors. Nur Stunden nach dem Terroranschlag hatte die US-Regierung Fotos und Stekkbriefe aller Attentäter, wusste sie Bescheid über alle Drahtzieher und Hintermänner.
Broschiert, 271 Seiten **Best.-Nr.: 2357, € 13,00**



Andreas von Bülow
Im Namen des Staates
CIA, BND und die kriminellen Machenschaften der Geheimdienste. Die östlichen Geheimdienste waren böse, die westlichen - BND, CIA und Mossad - hingegen "sauber". Diese weit verbreitete Ansicht machte den Bundestagsabgeordneten von Bülow mißtrauisch, und er begann auf eigene Faust zu ermitteln. Das Ergebnis seiner Recherchen war alarmierend: Die westlichen Geheimdienste, so seine Behauptung, haben in den vergangenen Jahren kräftig mitgemischt - beim Drogenhandel, im Terrorismus und in Kreisen der organisierten Kriminalität.
Broschiert, 636 Seiten **Best.-Nr.: 1435, € 12,90**

Bitte Bestellschein ausfüllen und senden an: PREUSSISCHER MEDIENDIENST
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Telefax 040 / 41 40 08 58 · Telefon 040 / 41 40 08 27
E-Mail: info@preussischer-mediendienst.de · Internet: www.preussischer-mediendienst.de

Best.-Nr.	Menge	Titel	Preis

Lieferung gegen Rechnung, Versandkostenpauschale € 4,– / Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, CDs, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

☐ Bitte senden Sie mir den aktuellen Katalog zu.

Vorname: Name:

Straße, Nr.:

PLZ, Ort: Telefon:

MELDUNGEN

Briten wollen neue Kernkraftwerke

London – Die Mehrheit der Briten akzeptiert neue Kernkraftwerke, wenn sie helfen, weltweite Klimaveränderungen zu bekämpfen. Zu diesem Ergebnis kam eine Umfrage der Universität von East Anglia. Von 1500 Befragten befürworteten 54 Prozent den Neubau von Kernkraftwerken, wenn dies dem Klima helfe. Zwar glauben demnach fast 80 Prozent der Briten, erneuerbare Technologien wären besser, allerdings scheint das Konzept der Labour-Regierung aufzugehen – so verkündete Tony Blair, eine neue Generation von Atomkraftwerken könnte Teil der künftigen Energieversorgung Großbritanniens sein.

Lieber Deutsche als Italiener

Formentera – Eine Umfrage der Verwaltung der spanischen Mittelmeerinsel Formentera hat ergeben, daß sich die Einwohner dringend mehr deutsche Touristen wünschen statt der dominierenden Italiener und Briten, meldet die „FAZ“. Die Italiener seien laut, arrogant und müllten alles voll, die Briten seien rabiat, die Deutschen hingegen benähmen sich ruhig und seien sauber.

ZUR PERSON

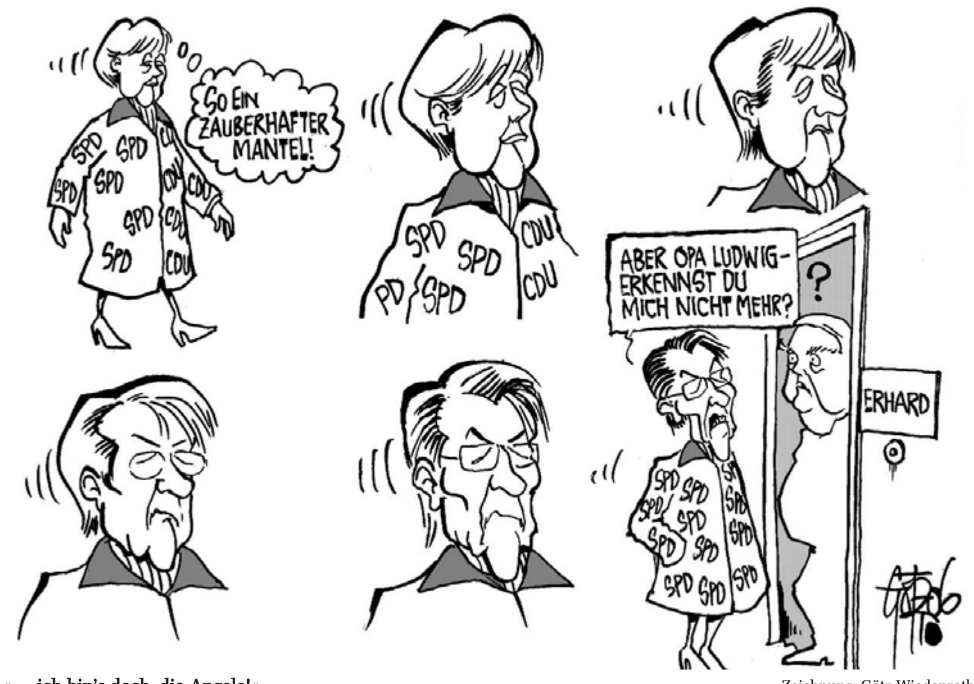
DDR-Zeit bleibt im Dunkeln



Es spricht für die besorgniserregende Zuspitzung der Lage in Lateinamerika, wo ein Land nach dem anderen unter die Herrschaft linksradikaler Regime zu fallen scheint, daß der Wahlsieg der sozialistischen Präsidentschaftskandidatin **Michelle Bachelet Jeria** in Chile selbst in bürgerlichen Kreisen mit einer gewissen Erleichterung aufgenommen wurde.

Die 1951 geborene Bachelet, Tochter eines an den Folgen seiner Gefängnishaft unter dem Diktator Augusto Pinochet 1974 gestorbenen Generals, hatte sich früh den Sozialisten angeschlossen. 1975 ging sie für vier Jahre mit ihrer Mutter ins Exil in die DDR. Dort studierte sie Medizin und Germanistik. Als die Mutter in die USA übersiedelte, um von dort für die Redemokratisierung Chiles zu kämpfen, blieb Michelle Bachelet zunächst noch im SED-Staat und sympathisierte offen mit den chilenischen Kommunisten. Viel mehr ist über ihre Aktivitäten in den vier Jahren DDR nicht bekannt. Bachelet nennt sie „eine glückliche Zeit“, schweigt sich aber ansonsten aus, „um ihren ultarechten Feinden keine Munition zu liefern“, wie die „Frankfurter Allgemeine“ vermutet.

Politisch gibt sich Bachelet gemäßigt. Sie verspricht soziale Wohltaten, hält sich aber fern von den radikalen Verstaatlichungsorgien mancher roter Nachbarn. Der Peruaner Ollanta Humala, ein Kommunist indianischer Herkunft, der gute Chancen hat, im April Präsident seines Landes zu werden, hat gefordert, alle „Weißen“ – also Nachfahren europäischer Einwanderer – zu enteignen und auszuweisen.



» ... ich bin's doch, die Angela!« Zeichnung: Götz Wiedenroth

Endlich auch mal dran

Friedbert Pflüger hat schon auf so vielen falschen Pferden gesessen, daß er jetzt auf Nummer sicher geht / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Was? Wir hatten Agenten im Irak? Und die haben da sogar spioniert, ohne daß ihre Schritte samt Kontaktpersonen, Beobachtungsobjekten und anderen Quellen im Bulletin der Bundesregierung veröffentlicht worden sind? Wir wissen zwar nur wenig darüber, was die beiden Schlapphüte in Bagdad erforscht haben und an wen sie was weitertrugen. Allein was wir ahnen und mutmaßen, reicht jedoch, um sehr, sehr böse zu werden. Vor allem den Grünen unter uns, denen die Eingeweide rotieren bei der Nachricht, daß sie während ihrer siebenjährigen Regierungszeit unter Umständen doch mit dem Virus „Politische Wirklichkeit“ infiziert worden sein könnten.

Böse ist überdies Frank-Walter Steinmeier. Er darf sich betrogen fühlen. Vorbei die Zeiten, da der Außenminister auf den Platz des „beliebtesten Politikers“ abonniert war, weil sich der Kanzler zuhause mit der Opposition balgen mußte, während der Herr Chefdiplomat auf roten Teppichen zu den schicksten Fototerminen des Globus schweben durfte. Letzte Woche war es genau umgekehrt. Merkel ließ sich auf dem ganz großen Bahnhof der Weltpolitik ihre gestiegene Popularität schmecken, derweil Steinmeier die rot-grünen Kellerleichen der Schröderjahre umherschleppen mußte. Dabei kann er nur verlieren: Gelingt es ihm, seine Unwissenheit glaubhaft zu machen, steht er als Trottel da. Gelingt ihm das nicht – au weia!

Eine Lehre können wir aus der Affäre bereits ziehen: Mache nie einen ehemaligen Kanzleramtschef zum Außenminister. Kanzleramtschefs sind dazu da, sich in jene Schmuddelecken zu begeben, in denen der Regierungschef nicht gesehen werden darf. Da bleibt immer was kleben.

Allerdings gebricht es dem Außenminister zudem an einer gewissen Wendigkeit im Umgang mit seinen Aktivitäten von gestern. Warum geht er nicht an die Mikrophone und lamentiert mit bebender Stimme, daß er schon „damals höchste Bedenken hatte“, der Kanzler aber leider nicht auf ihn gehört habe. Der würde das zwar dementieren, aber wen schert das schon? Fühlt sich Steinmeier noch immer zur Loyalität gegenüber Schröder verpflichtet oder gar – der Staatsräson? Dann hat er von seinem Ex-Chef wenig bis nichts gelernt und ist für jedes hohe politische Amt ungeeignet.

Dort muß man mit den Wellen reiten und nicht gegen sie, sonst schluckt man Wasser. Kaum einer hat das so gründlich erfahren müssen wie Friedbert Pflüger, der nun endlich für seine Mühen entlohnt wird. Führende Berliner CDU-Landespolitiker wollen ihn auf ihren Schild heben.

Pflüger hatte es nicht immer leicht im Leben. Das Ende der DDR schoß quer zu seinem Karriereplan in die deutsche Geschichte. Eigentlich hätte die Ära Kohl um 1990 ihr natürliches Ende finden müssen, so die allgemeine Erwartung bis 1989. Pflüger setzte sich daher früh von dem Dicken ab (rechtzeitig, wie er meinte, vorzeitig, wie sich herausstellte) und ließ sich von eher linken Medien zum „Querdenker“ adeln. Denn nach links würde es nach Kohl weitergehen, soviel schien mal klar.

> »Jamaika« im Roten Rathaus? Dann hätte Ströbele endlich die Chance, wirklich Schaden anzurichten

Als Sprecher des damaligen Bundespräsidenten Weizsäcker wähnte er sich strategisch wie inhaltlich auf der Überholspur. Dann fiel die Mauer, und Kohl ging in die achtjährige Verlängerung. Pflügers Pechsträhne war damit noch nicht zu Ende. Fanatisch kämpfte er 1991 gegen den Regierungsumzug nach Berlin, was wieder zur Pleite geriet, dann enthüllte er einen „Rechtsruck“ in der CDU, den außer ihm und der PDS keiner gesehen hatte. Bald war er derart frustriert, daß er sich vorübergehend sogar als Öko-Mahner verdingte, um mit aller Macht auf die Bühne zu gelangen. Es ging nicht weiter. Eine zähe Zeit, die sich tief in seine Seele gebrannt hat und mit der er in seinem Buch über das „System Kohl“ 2000 erbarmungslos abrechnete.

Doch Pflüger verzagte nicht und schmiß sich weiter mit Verve an alle Machtzentren heran, die ihm als Türöffner hoffnungsvoll erschienen – und mußte weiter leiden. Daß die Irak-Invasion eine legitime Reaktion auf den 11. September gewesen sei, behauptete Pflüger mit unwirscher Zähigkeit und in der Hoffnung, daß ihm Washington das bald danken würde. Statt dessen ließ Bush öffentlich einräumen, daß der Zusammenhang erlogen war. Friedbert Pflüger stand erneut recht blöde da. Es ist einer der widerwärtigsten Züge großer Führer, ihre Position zu räumen, ohne es ihre Schranzen zuvor wissen zu lassen. Wenn man schon auf dem Rückzug ist, dann nimmt man seine Speichellecker gefälligst mit!

Friedbert Pflüger hat aus diesen elenden Erfahrungen gelernt und geht ab jetzt auf Nummer sicher. Staatssekretär im Verteidigungsministerium ist er schon, dank Angela Merkel. Aber wer weiß, wie lange das gutgeht und was danach kommt? Mit der Berlin-Kandidatur stellt er ein zweites Pferd in die Rennbahn, auf das er notfalls umsatteln kann. Und da sowieso alle von einer Niederlage der CDU ausgehen, darf Pflüger ohne „Ansehensverlust“ verlieren und 2011 noch einmal antreten. Daß die Berliner CDU bis dahin einen anderen Berwerber als ihn ausgräbt, darf ausgeschlossen werden. Der Zustand der Hauptstadt-Union ist dermaßen lausig, daß sich sogar die dortigen Grünen ehrliche Sorgen um sie machen. Das heißt was. SPD und PDS werden ihm natürlich vor die Nase halten, daß er gegen Berlin als Hauptstadt votiert hatte. Das kann er wegwischen mit dem Hinweis, dazugelernt zu haben.

Als einzige, rechnerisch denkbare Regierungsmehrheit unter Pflügers Führung gilt die schwarz-gelb-grüne „Jamaika-Koalition“, von der in Berlin auch die Grünen reden. Da fände sich der Bewunderer von George Bush an einem Tisch wieder mit einer Partei, zu deren Wortführern Hans-Christian Ströbele zählt. Der mag Amerika auch, aber eben eher das von Fidel Castro oder wenigstens Hugo Chávez, die wiederum mit Bush nicht so können. Das dürfte unter Umständen turbulent werden, zumal Ströbele große Freude am Ärgermachen hat.

Was wäre, wenn Ströbele in ein Senatorenamt eines „Jamaika“-Senats drängte? Dort hätte er mehr Möglichkeiten, Schaden anzurichten, als er sich je zu träumen wagte. Denkbar ist beispielsweise, daß Ströbele ein paar Vertreter der angehenden lateinamerikanischen Volksrepubliken nach Berlin einlädt, um seinen Washington-verliebten Bürgermeister Pflüger zu foltern. In der Südwestecke der Weltkarte entwickelt sich derzeit nämlich eine politische Szenerie, die zur Kulisse eines marxistischen Heimatfilms gereichte. In Peru könnte bald jemand auf dem Präsidentenstuhl sitzen, der als roter Sympathieträger nicht zu toppen wäre: Er ist Indio, vermutlich auf einer Müllkippe großgeworden (wenn nicht, schminken die Biographen das noch so hin) und bekennender Kommunist, der versprochen hat, alle „Weißen“ rauszuschmeißen (siehe Zur Person). Dann will er einen „indianischen Kommunismus“ errichten. Ströbele wird ihn lieben.

Haß auf das „neokolonialistische Erbe“ ist wieder außerordentlich populär in den Anden. Man träumt sich zurück in die indianische Urzeit, als alles gerecht und gütig zuging. Daß diese Sicht Quatsch ist und etwa die Azteken laut neuester Forschung genauso blutrünstig waren, wie die Spanier sie beschrieben hatten, tut da nichts zur Sache. Kommunisten sind gegen die Zumutungen der Realität gefeit.

Viele Lateinamerikaner wähnen sich nun der heiklen Wahl gegenüber, sich entweder von den Kommunisten ruinieren oder von der CIA an der Nase herumführen zu lassen, an deren Leine so manche nichtrote Führung dort hängen soll. Mit Pflüger-Ströbele hätten wir diesen Streit mitten in unserer Hauptstadt, wo er gut hinpaßt – Wirtschaftslage und Staatsverschuldung haben sich an der Spree ohnehin bald auf „peruanischem“ Niveau eingependelt.

ZITATE

*Die **deutsch-türkische Soziologin Necla Kelek** verteidigt den in Baden-Württemberg erstellten **Fragebogen** für muslimische Einbürgerungswillige. Der „Welt“ vom 11. Januar sagte sie:*

„Ich gehöre zu den Vertretern, die der Überzeugung sind, der Islam ist die Quelle des Integrationsproblems. Der Islam ist eine Religion, die alle Bereiche des Lebens regelt, ja diktiert. Im Islam gibt es keine Trennung von Staat und Religion.“

In der „taz“ vom 16. Januar schrieb Kelek dazu:

„Da wird für die gleichgeschlechtliche Ehe gestritten und gekämpft, und dieselben Leute weigern sich, mit der gleichen Vehemenz für das gleichberechtigte Verhältnis zwischen Mann und Frau zu kämpfen – zumindest wenn es dabei um Muslime geht. Die Vermutung, daß Migranten ganz automatisch in der modernen Gesellschaft ankommen und alles an ihnen schützenswerte ‚Kultur' ist, hat die Wirklichkeit längst brutal widerlegt. Hören wir doch auf, Migranten und ihre andere Einstellung zu den Kernfragen der Demokratie unter Naturschutz zu stellen.“

*Der Chef-Volkswirt der Deutschen Bank, Norbert Walter, sieht die **CDU auf Linkskurs**:*

„Die ideologische Position der CDU ist nur eine dünne marktwirtschaftliche Eisschicht über einer tiefen sozialdemokratischen Substanz.“

*Die „Berliner Zeitung“ vom 17. Januar verteidigt es, daß **Besserverdienende mit Kindern höher entlastet** werden sollen als Geringverdiener:*

„Das kommende Elterngeld akzeptiert unumwunden einen Kernpunkt des Kinderverzichts: die Opportunitätskosten, die Männer und Frauen zahlen, wenn sie sich für ein Kind entscheiden. Verdienen sie viel, haben sie viel Geldverlust, wenn einer beim Baby bleibt.“

*Angela **Merkel** scherzte über Sprachprobleme bei ihrem **Besuch** in Washington:*

„Colin Powell hat mich gefragt, ob ich eine mehrstündige deutsche Rede halten werde. Ich habe ihm angeboten, das Ganze mit sächsischem Akzent zu machen, um seine Deutschkenntnisse in besonderer Weise zu überprüfen. Es schien mir dann doch, daß er darauf keinen Wert legt.“

Der totale Mozart

Mozart-Jahr ist Mozart-Jubel,
und das heißt tagein, tagaus
Souvenir- und Schoko-Trubel,
brav garniert mit Ohrenschmaus!

Nur warum, wird mancher fragen,
kommt es just in diesem Jahr?
Laßt mich die Begründung sagen,
und es wird euch alles klar:

Österreich hat nämlich heuer
Vorsitz im Eh-Uh-Verein –
als Spektakel ziemlich teuer,
doch darf Schüssel Präses sein.

Und es wird auch Wahlen geben -
wundert's, daß man Mozart preist,
wenn der Wunderknabe eben
wie der Kanzler Wolfgang heißt?

Pannonicus